Redaktion und Administration: Krakau, Dunajewskigasse Nr. 5.

Telefon: Tag: 2314, Nacht: 2587.

Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.

Postsparkassenkonto Nr. 144.538.

Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung“ Feldpost 186 zu richten.

Manuskripte werden nicht rückgesandt.



KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40, Postversandt nach auswärts K 3.

Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS, FELDPOST 186.

II. Jahrgang. Sonntag, den 25. Juni 1916. Nr. 175.

Weiteres Vordringen in Wolhynien

Amtlicher Teil.

Sachverständige für kriegswissenschaftliche Fragen.

An Sachverständigen für kriegswissenschaftliche Fragen sind ausgeschieden: FML. Paul Kestranek, GM. Johann Boeriu.

Neu bestimmt wird als Sachverständiger für kriegswissenschaftliche Fragen der GM. Karl Wöllner, beurlaubt aus Gesundheitsrücksichten nach Wien.

Es fungieren demnach von nun an als Sachverständige für kriegswissenschaftliche Fragen die GM.: Adolf Aust, Heinrich Trichtel, Johann Hefner von Kevevár, Karl Wöllner; die Obersten: Josef Kralowetz des FKR. Nr. 14, Alois Dichtl Edler von Jörgenreuth des Husaren-Regiments Nr. 6.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 24. Juni 1916. Wien, 24. Juni 1916.

Russischer Kriegsschauplatz:

Bei Kimpolung in der Bukowina wurde gestern heftig gekämpft. Im Czeremosztal drängte umfassendes Vorgehen österreichisch-ungarischer Truppen den Feind aus der Stadt Kuty zurück. Nordwestlich von Tarnopol brach ein nächtlicher russischer Angriff unter unserem Geschützfeuer zusammen.

Bei Radziwilow wurden gestern vormittags abermals russische Anstürme abgeschlagen. Bei den vorgestrigen Kämpfen nördlich dieser Stadt hat die aus Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg ergänzte erste Landsturm-Brigade wieder Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt.

Die in Wolhynien fechtenden deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte ringen dem Feinde nördlich der Lipa, nordöstlich von Gorochow und westlich und nordwestlich von Torczyn Schritt für Schritt Boden ab. Alle Gegenangriffe durch zum Teil frische russische Kräfte blieben für den Feind ohne Erfolg.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Im Plöckenabschnitt setzte der Feind nach höchster Steigerung seines Geschützfeuers Infanterieangriffe gegen unsere Stellungen auf dem Lanajoch und am Kleinen Pal an. Beide Angriffe wurden abgeschlagen.

Sonst Lage unverändert.

Der Bahnhof von Ala stand unter dem Feuer unserer schweren Geschütze.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer** FML.

Ereignisse zur See.

Einige unserer Torpedofahrzeuge beschossen am 23. früh an der italienischen Ostküste bei Giulia Nouva eine Fabriksanlage und einen fahrenden Lastzug. Durch die Beschiessung explodierte die Lokomotive des Zuges. Vier Waggons gerieten in Brand, mehrere Waggons wurden beschädigt. Die Fahrzeuge sind vom Feinde unbelästigt zurückgekehrt. Am 23. abends hat Linienschiffsleutnant Banfield, acht Minuten, nach dem er gegen einen zum Angriff auf Triest heranfliegenden Hydroplan aufgestiegen war, diesen noch über dem Meere im Luftkampfe heruntergeschossen. Beobachter, Italiener, tot, Pilot, Franzose, gefangen, das Flugzeug „Fta 12“ wurde nach Triest eingebracht.

Am 24. Juni früh hat eines unserer Flugzeuggeschwader Eisenbahnbrücke und Bahnhof von Ponte di Piave sowie Hafen von Grado mit sehr gutem Erfolg bombardiert, in die Brücke vier Volltreffer erzielt. Alle Flugzeuge trotz heftiger Beschiessung unversehrt eingerückt. Eine Stunde später wurde ein französisches Seeflugzeug, Typ „Fta“, im Golf von Triest von Linienschiffsleutnant Banfield im Luftkampfe heruntergeschossen. Es stürzte vier Kilometer vor Grado ins Meer. Unter dem Schutze der feindlichen Batterien gelang es einem feindlichen armierten Panzermotorboot, das Flugzeug zu bergen, dessen beide Insassen schwer verwundet sein dürften.

Flottenkommando.

Das Werk Thiaumont genommen.

Paris, 23. Juni, 11 Uhr abends. (KB.)

Nach mehreren vergeblichen Anstürmen gelang es den Deutschen, unsere Gräben der ersten Linie und das Werk Thiaumont wegzunehmen.

England rührt sich wieder.

Unser gewaltige Vorstoss gegen Italien und die verzweifelten Anstrengungen der Russen, die sich vergeblich unter den grössten Opfern bemühen, unsere Front im Osten zu durchbrechen, haben eine Zeitlang den westlichen Kriegsschauplatz, auf dem die deutschen Truppen in zähem Ringen Verdun immer enger umfassen, etwas in den Hintergrund gerückt. Namentlich die Engländer hatten sich seit den mächtigen Schlägen zur See und dem plötzlichen Tode ihres militärischen Führers und Organisators grollend zurückgezogen, um in Untätigkeit zu verharren.

Aber die Erfolge, die der grosse russische Verbündete in seinen offiziellen Berichten täglich meldete, haben wohl den kriegerischen Ehrgeiz der Engländer nicht ruhen lassen, wozu wohl auch die Vorwürfe ihrer bedrängten Verbündeten das ihrige beigetragen haben werden. Und so musste es denn kommen, dass eines Tages aus englischen Militärkreisen die Version verbreitet wurde, der — offenbar auf Drängen des hilfebedürftigen Italien vorzeitig begonnene — russische Angriff sei nur der Beginn der allgemeinen grossen Ententeoffensive, die durch das Eingreifen Englands auf der asiatischen Front sowie in Flandern, Saloniki und Aegypten zu einer entscheidenden Wendung der Kriegslage führen werde.

Damit aber die Verbündeten Englands sehen, dass sich der Vorsichtige und Erfahrene durch die Bedürfnisse seiner Freunde nicht zu übereilten militärischen Operationen hinreissen lässt, die, wie das Beispiel Russlands zeigt, sich schliesslich doch rächen, fügt das englische Kriegsamt die beruhigende Mitteilung hinzu, dass die Fäden der geplanten grossen Offensive in den Händen Kitcheners lagen, der in seiner bekannten Wortkargheit und Verschwiegenheit nicht einmal seiner nächsten Umgebung den Plan mitgeteilt hat. Durch Kitcheners Tod — „der kam Euch sehr gelegen“ — seien alle im Gange befindlichen Arbeiten ins Stocken geraten. Man schätzt, dass es monatelang dauern werde, bis sich der neue Mann eingearbeitet haben wird. Für die Auffindung der mit der „Hampshire“ verloren gegangenen Schriftstücke ist von der britischen Regierung eine ausserordentlich hohe Belohnung ausgesetzt worden.

Mit diesen Ankündigungen ist England in eine neue Phase seiner Operationen getreten, mit denen es sich bisher immer den Anschein zu geben vermochte, als lenke es alle Fäden des Weltkrieges mit seiner weitausspannenden Hand. War es anfangs Mangel an Soldaten und später Munitionsschwierigkeit gewesen, was England am entscheidenden Eingreifen verhindert hatte, so ist es jetzt das Fehlen der Führung. Immerhin hat sich aber der britische Grössenwahn den unabhängig von seiner eingebildeten Machtsphäre fortschreitenden Kriegsereignissen einigermassen angepasst. Waren es früher Jahre, während deren der europäische Krieg fortdauern sollte, weil er mit der englischen

Deutscher Generalstabsbericht.

Das Wolffsche Bureau meldet: Grosses Hauptquartier, 23. Juni. Berlin, 23. Juni. (KB.)

Westlicher Kriegsschauplatz:

Südlich von Ypern wurde ein feindlicher Angriffsversuch vereitelt. Bei deutschen Patrouillenunternehmungen, so bei Lihons, Lassigny und beim Gehöfte Maison de Champagne (nordwestlich von Massiges) wurden einige Dutzend Gefangene gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Drei französische Angriffe gegen unsere westlich der Feste Vaux genommenen Gräben wurden abgewiesen. Wir haben hier am 21. Juni 24 Offiziere und über 400 Mann gefangengenommen.

Gestern wurden Karlsruhe und Müllheim in Baden sowie Trier durch feindliche Flieger angegriffen. Wir haben eine Reihe von Opfern von der bürgerlichen Bevölkerung zu beklagen. Nennenswerter militärischer Schaden konnte in jenen Orten nicht angerichtet werden und ist nicht verursacht worden. Die Angreifer verloren vier Flugzeuge; je eines musste auf dem Rückfluge bei Niederlauterbach und bei Lembach landen. Unter den gefangenen Insassen befinden sich zwei Engländer. Die beiden anderen Flugzeuge wurden im Luftkampfe erledigt; dabei holte Leutnant Höhndorf den sechsten Gegner herunter. Ausserdem wurden gestern feindliche Flieger in Gegend von Ypern, östlich von Hulluch (dieses als fünftes des Leutnants Mulzer) bei Lancon (südlich von Grand Pre), bei Merheim (östlich von Gebweiler), südwestlich von Sennheim abgeschossen, so dass unsere Gegner im ganzen neun Flugzeuge eingebüsst haben. Unsere Fliegergeschwader haben die militärischen Anlagen von St. Pol sowie feindliche Lager und Unterkünfte westlich und südlich von Verdun angegriffen.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg:

Bei einem kurzen Vorstosse bei Beresina (östlich von Bogdanow) fielen 45 Gefangene, zwei Maschinengewehre, zwei Revolverkanonen in unsere Hände.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern:

Nordöstlich von Osaritschi gegen die Kanalstellung vorgehende schwächere feindliche Abteilungen wurden blutig abgewiesen.

Heeresgruppe des Generals von Linsingen:

Trotz mehrfacher feindlicher Gegenstösse blieben unsere Angriffe westlich und südwestlich von Luck im Fortschreiten. In der Front vorwärts der Linie Beresteczko-Brody wurden russische Vorstösse glatt abgeschlagen.

Von der Armee des Generals Grafen von Bothmer nichts Neues.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Keine wesentlichen Ereignisse.

Oberste Heeresleitung.

Rekrutierung Schritt halten musste, so sind es jetzt nur Monate, die der Kriegsbetrieb stillzustehen hätte, bis sich der neue Geschäftsführer eingearbeitet haben wird. Wahrlich dieser englische Hochmut wäre in seiner Unerschütterlichkeit bewundernswert, wenn er sich angesichts der Wirklichkeiten nicht gar zu albern ausnähme. Denn dass die militärischen Erfolge der Zentralmächte bis jetzt nicht so rücksichtsvoll waren, jeweilen die entscheidenden Vorbereitungen Englands abzuwarten, muss doch schliesslich auch den leitenden Männern des britischen Volkes zum Bewusstsein gekommen sein. Oder sollten diese das entscheidende Eingreifen Grossbritanniens hinausschiebenden Ankündigungen nur den Zweck haben, die immer dringender werdenden Forderungen der Verbündeten in ihre Schranken zu weisen! Hat es England erst an Soldaten, dann an Munition und schliesslich an der Führung gefehlt, so sehen wir schon die Zeit kommen, wo es der Welt seine volle militärische Bereitschaft wird ankündigen können, mit der einzigen Einschränkung, dass nunmehr kein Kriegsschauplatz verhanden sei, auf dem es die lange angekündigte Entscheidung erzwingen könnte. *o. l.*

TELEGRAMME.

Die Kämpfe an unserer Ostfront.

Ein Umschwung zu unseren Gunsten.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Wien, 24. Juni.

Der Kriegsberichterstatter der „Wiener Mittagszeitung" meldet aus dem Kriegspressequartier:

Das Bild der russischen Angriffsschlacht gestaltete sich auch im Laufe des gestrigen Tages der Sache der Verbündeten günstig und wenn man die Ereignisse der letzten Tage im Zusammenhang überblickt, so kann man an einigen Stellen der Kampffront sogar von einem Umschwung sprechen und die gestrigen Geschehnisse, die der Armee des Generals v. Linsingen weitere Erfolge brachten, ergänzen den Eindruck.

Die Gesamtsituation stellte sich gestern folgendermassen dar: Auf dem rechten Flügel der Nordbukowina mussten unsere Stellungen zurückgenommen werden, doch gelang unter geschickten Nachhutkämpfen eine glatte Loslösung vom Feinde, so dass zwischen unserer Linie und der des vorsichtig tastenden Feindes eine breite Geländezone liegt. Im Zentrum zwischen Dnjestr und dem Raume von Radziwilow hat sich ein ziemlicher Gleichgewichtszustand ergeben. Hier griffen die Russen gestern wieder unsere Stellungen südöstlich und nördlich von Radziwilow an und es gelang ihnen, bis an unsere Hinderniszone heranzukommen. In den Nahkämpfen wurden sie mit grossen Verlusten zurückgeworfen. In dieser Abwehr zeichnete sich besonders die erste Landsturmbrigade aus, die aus niederösterreichischen, oberösterreichischen und salzburgischen Abteilungen besteht.

Die Lage in der Bukowina.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Budapest, 24. Juni.

Der militärische Fachmann des „Pester Lloyd" schreibt:

Ueber die kommende Entwicklung der Ereignisse im Raume zwischen Pruth und den Nordostabhängen der Karpathen sind zur Zeit Vermutungen unangebracht. Der Feind hat sich hier in eine für ihn völlig unsichere Lage begeben.

Was eine Erfolg versprechende Entwicklung seiner Operationen in diesem Raume erheblich erschwert, ist der Umstand, dass er die Strypafront nicht einzudecken vermochte und dass sich der Südflügel zur Strypafront in einem strategischen Verhältnis befindet, das diesen exponierten Flügel sehr empfindlich macht. Es hat den Anschein, dass die herumirrenden russischen Kolonnen die Fühlung mit unseren zurückgegangenen Heereskörpern grösstenteils verloren haben. In diesem Falle liegt hierin allein eine grosse Gefahr für die Russen.

Gemeinsame Ministerberatungen in Budapest.

Budapest, 24. Juni. (KB.)

Zur Erörterung von Approvisionierungsfragen trafen heute früh Ministerpräsident Graf Stürgkh und die Minister Hohenlohe, Zenker und Spitzmüller mit ihren Fachreferenten hier ein.

Vormittags fanden im ungarischen Ackerbauministerium gemeinsame Verhandlungen mit den ungarischen Ministern und Fachreferenten statt, die nachmittags fortgesetzt wurden und vermutlich heute noch beendet werden.

Landung eines italienischen Flugzeuges in der Schweiz.

Bern, 24. Juni. (KB.)

Am 23. morgens 11 Uhr 50 Minuten landete ein italienisches Flugzeug bei Sils Maria (Oberengandin). Der Führer, ein Wachtmeister, und der Beobachter, ein Hauptmann, wurden interniert, der Apparat in Verwahrung genommen.

Das Flugzeug kam von Brescia und überflog das Stilfserjoch. Die Flieger gerieten in einen Schneesturm und verloren dabei die Richtung.

Das neue griechische Ministerium.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 24. Juni.

Nach französischen Blättermeldungen lautet die Liste des neuen griechischen Kabinetts folgendermassen:

Zaimis Präsidium und Aeusseres; General Gallaris Krieg; Vizeadmiral Cunduriotis Marine; Charalambis Inneres; Monseratis Justiz; Negris Finanzen; Rhallis Unterricht.

Die vorläufige Regelung der Irenfrage.

Belfast, 24. Juni. (KB.)

Die Konferenz der Nationalisten von Ulster entschied sich mit 475 gegen 265 Stimmen für die Annahme der Vorschläge Lloyd Georges über die vorläufige Regelung der Irenfrage.

Neue Unruhen in Irland.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Haag, 24. Juni.

Aus London zurückgekehrte holländische Geschäftsleute versichern nach in London umgehenden Gerüchten, dass die Sinn Feiner in der vorigen Woche ein grosses Munitionsdepot in der Nähe von Dublin in die Luft gesprengt haben. In dem Depot befanden sich 800.000 Gewehrpatronen und 6000 Geschosse für schwere Artillerie.

Die wachthabenden englischen Soldaten wurden in ein Wirtshaus gelockt, das vorher unterminiert worden war. Es wurde in die Luft gesprengt, wobei zahlreiche Soldaten getötet oder verletzt worden.

Bedrohung des französischen Weinbaues.

Verseuchung durch Raupen.

Paris, 24. Juni. (KB.)

Der „Matin“ meldet aus Toulouse: Seit einiger Zeit bemerken die Weinbauern des Südens und von Languedoc in den Weinbergen das allgemeine Auftreten von Schmetterlingen (Sprila-Raupen). In den letzten Tagen nahm die Vermehrung des Insektes beunruhigenden Umfang an.

Im ganzen Weingebiet Frankreichs wurde wegen mangelnder Arbeitskräfte die Pflege der Reben vernachlässigt, so dass die wenig widerstandsfähigen Weinstöcke durch die Insekten vollständig angesteckt sind.

Die Stellung der Deutschen in Amerika.

Ein deutsches Regiment gegen Mexiko.

St. Louis, 23. Juni. (KB.)

Hier wird angekündigt, dass ein aus deutschen Ansiedlern von St. Louis gebildetes Regiment sofort für die Dienste an der Grenze Mexikos aufgeboten würde, wenn dies notwendig wäre.

Es wird erklärt, dass die Deutschen den Eindruck zu widerlegen wünschen, sie wären nicht bereit, den Vereinigten Staaten zu helfen, sobald der Aufruf zum Militärdienst erfolge.

Ein Appell an den Kongress.

Philadelphia, 23. Juni. (KB.)

Dr. Hexamer, der Vorsitzende des deutsch-amerikanischen Nationalverbandes, verlangt wegen der Vorwürfe, der Verband habe sich in eine ungesetzliche Verschwörung eingelassen, in einer öffentlichen Erklärung sofortige gründliche Untersuchung durch den Kongress.

Amerika und Mexiko.

Carranza verfügt die allgemeine Mobilisierung.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Genf, 24. Juni.

Nach einer Meldung des „New-York Herald“ aus Mexiko hat Carranza die allgemeine Mobilisierung angeordnet.

Ein neuer Zusammenstoss.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Amsterdam, 24. Juni.

Die „Times“ melden aus Washington, dass amerikanische Kavallerie und die Truppen Carranzas einen neuen Zusammenstoss hatten. Die Amerikaner hatten hiebei 40 Tote und eine grosse Anzahl Verwundeter.

Das Treffen fand 90 Meilen südlich von El Paso statt.

Wiener Börse.

Wien, 24. Juni. (KB.)

Bei reservierter Haltung, womit auch dem Wochenschluss Rechnung getragen wurde, verlief der freie Effektenverkehr heute äusserst still und geschäftslos, bekundete jedoch keine unfreundliche Haltung. Die Kurse erfuhren gegen gestern keine wesentliche Aenderung und blieben gut behauptet. Anhaltender Nachfrage zu erhöhten Kursen begegneten Petroleum- und Spiritusaktien. Der Anlagemarkt war gut behauptet.

Amtlicher Teil.

Freiwilliger Eintritt der in den Jahren 1897 bis 1892 geborenen Landsturmpflichtigen.

Wie wir von massgebender Seite erfahren, wird — abgesehen von den bereits verlautbarten Modalitäten für den freiwilligen Eintritt der neuerlich gemusterten Landsturmpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1897 bis 1892 als Einjährig-freiwillige — Angehörigen dieser Geburtsjahrgänge, die derzeit der neuerlichen Musterung unterzogen werden und nicht den Anspruch auf das Einjährigfreiwilligenrecht haben, der freiwillige Eintritt zu den Truppenkörpern der Kavallerie, der Feld-, Gebirgs- und Festungsartillerie, dann zu den Pionierbataillonen — mit der Verpflichtung zu einem dreijährigen Präsenz- und siebenjährigen Reservedienst (§ 19: 4 W. G.) — sowie der freiwillige Eintritt in die Kriegsmarine — mit der Verpflichtung zu einem vierjährigen Präsenz-, fünfjährigen Reserve- und dreijährigen Seewehrdienst (§§ 19: 4 und 8: 2 W. G.) — in beschränkter Zahl und unter bestimmten Modalitäten bewilligt werden. Zu diesem freiwilligen Eintritte werden nur solche Bewerber zugelassen, die bei der Musterung zum Landsturmdienste mit der Waffe geeignet befunden wurden und weder einen Anspruch auf das unbedingte, noch einen solchen auf das bedingte Einjährigfreiwilligenrecht besitzen. Eintrittswerber, die den Anspruch auf die Begünstigung des nur zweijährigen Präsenzdienstes nach § 20 des W. G. besitzen, können zu diesem freiwilligen Eintritt nur dann zugelassen werden, wenn sie in ihrem Aufnahmsgesuche auf diese Begünstigung ausdrücklich verzichten. Als letzter Termin für diesen freiwilligen Eintritt ist der dem allgemeinen Einrückungstermine der Geburtsjahrgänge 1897 bis 1892 unmittelbar vorangehende Kalendertag festgesetzt. Nach diesem Tage kann der freiwillige Eintritt der Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1897 bis 1892 nur zu jenen Truppenkörpern etc. erfolgen, zu denen sie auf Grund der bezüglichen truppenweisen Repartition eingeteilt worden sind. Die Aufnahmsgesuche, denen ausser den im § 133 der W. V., I. T., bezeichneten Dokumenten auch das Landsturmlegitimationsblatt anzuschliessen ist, sind unmittelbar bei den Ersatzeskadrons-(Ersatzbatterie-, Ersatzkompagnie-)Kommandos der in Betracht kommenden Truppenkörper, bzw. beim Matrosenkorpskommando in Pola einzubringen.

Gerichtssaal.

Die Krakauer Militärbefreiungsumtriebe vor Gericht.

Unter Vorsitz des Generalmajors Heinrich v. Naumann und der Leitung des Hauptmannauditors Alexander Žegarac wurden die Verhandlungen aus Anlass der Militärbefreiungsumtriebe am 27. Mai l. J. fortgesetzt.

Die Anklagen waren wegen Vergehens nach § 67 W. G. und nach § 4 des Gesetzes vom 28. Juni 1890 erhoben und wurden die Angeklagten durchwegs schuldig erkannt.

Es wurden verurteilt:

Der Kaufmann Hirsch Zweig zu zehn Monaten strengen und verschärften Arrest und 2000 Kronen Geldstrafe, eventuell zu weiteren 6 Monaten Arrest;

Der Kaufmann Feiwusz Löwenstein zu zehn Monaten strengen und verschärften Arrest und 2000 Kronen Geldstrafe, eventuell zu weiteren 6 Monaten Arrest;

Der Kaufmann Selig Guttmann zu zehn Monaten strengen und verschärften Arrest und zu 1000 Kronen Geldstrafe, eventuell zu weiteren 100 Tagen Arrest;

Das Königsschloss am Wawel.

Von Ella Mandel.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auch Glasfragmente fanden sich, Reste von Kelchen und venezianischem Fensterglas und angebrannte, in buntfarbigen Mustern gemalte Reste aus Kassettenfüllungen der Zimmerdecken. Von den Mauern, die das Schloss umgaben, sind nur wenige Teile und von den sechs Schutztürmen drei ungewöhnlich hohe Basteien aus dem 15. Jahrhundert geblieben.

Die mit dem Schlosse verbundene Senatorenbastei wie auch die südwestlich gelegene Sandomirer Bastei sind als runde Türme, die Diebsbastei ist als viereckiger Turm gebaut. In ihre Keller, Verliesse genannt, wurden die grössten Verbrecher durch eine Oeffnung des Fussbodens im ersten Stock mittels eines Kehrrades hinabgelassen. In den oberen Stockwerken befanden sich kleine Gefängnisräume. Das Innere der Basteien zeigt Reste gotischer Umrahmungen.

Westlich von der Diebsbastei befindet sich die sogenannte Drachenhöhle, die nach geologischen Forschungen die Wellen der Nordsee, welche einst ganz Mitteleuropa bedeckten, ausgehöhlt haben. Nach der Legende hauste darin ein Drachen, den der polnische Fürst Krakus, der zwischen 730—750 regierte, getötet und, am Wawel sich niederlassend, die Stadt Krakau gegründet haben soll.

In den Jahren 1880—1882 wurde von dem bereits verstorbenen Architekten Pryliński die Burg den genauesten Studien unterzogen. Dabei wurden 470 Fragmente von Steingesimsen, Balustraden, Säulen, Umrahmungen etc. im Renaissancestil von der Frontseite ausserhalb der Burg gefunden. Leider sind diese nicht entsprechend aufbewahrt worden und daher zum grossen Teil verloren gegangen, doch lassen sich von den 30 Stück, die noch geblieben sind, drei Arten von Fensterumrahmungen zusammenstellen, die als Vorlagen bei den Renovierungen der Frontseite dienen. Auch die Mauern und Wände wurden mit günstigsten Resultaten untersucht und manche Malerei unter der Tünche entdeckt. Der hiesige Professor Odrzywolski, der die Kathedrale des Schlosses mit bestem Erfolge restauriert hat, widmete seine Arbeit ebenfalls diesem Zwecke.

Nach der Uebernahme des historischen Teiles der Burg durch das Land im Jahre 1905 vertraute der Landesausschuss die Leitung der Restaurierung dem Direktor der Lemberger Handelsschule, Architekten Herrn Sigmund Hendel, der schon mehrere Restaurierungen in Krakau durchgeführt hat, an, ausserdem wurde ein Komitee gegründet, an dessen Spitze der verstorbene Landmarschall Graf Badeni stand und zu dessen geladenen Mitgliedern u. a. der verstorbene Statthalter Graf Potocki, die Grafen Lanckoroński und Piniński, der Präsident der Stadt Krakau Dr. Julius Leo, sowie einige hiesige Professoren gehören. Die ausübenden Mitglieder sind: Dr. Stanisław Tomkowicz als Konservator, der das bis nun umfangreichste Werk über die Wawelburg geschrieben hat, Friedrich Ohman als Architekt des kaiserlichen Hofes, Architekt Karl Skawiński als Inspizient der Bauten, der Rechnungs- und Manipulationsarbeiten. Letzterer ist seit diesem Jahre auch Leiter der Restaurierungsarbeiten. Ausserdem gehören noch zum Komitee die Künstler: Maler Jacek Malerewski und Bildhauer Wacław Szymanowski.

Im Sommer des Jahres 1905 wurden die Restaurierungsarbeiten des Schlosses begonnen. Diese beruhten hauptsächlich auf vorbereitenden Studien, Untersuchungen und Projekten. Die Mauern wurden nach ihrer historischen Entwicklung erforscht, und es fanden sich auch daselbst noch romanische Mauerteile. Es wurden Zeichnungen von Steingesimsen, Wanddekorationen und Fensterumrahmungen nach vorhandenen und aufgefundenen Spuren und Fragmenten gemacht und zwei Holzmodelle ausgeführt, wovon das eine die Burg vor der Erneuerung, das andere das Projekt der Restaurierung nach Herrn Hendel darstellt.

Das Projekt stützt sich hauptsächlich auf den Stil des 16. Jahrhunderts, der dem Schlosse die charakteristische Bauart gab und sich in seinen Säulengängen sowie in seinen künstlerischen Einzelheiten am besten erhalten hat. Doch wäre es falsch, diesem Bau einen einheitlichen Stil zu geben. Es ist ein jetzt allgemein angenommenes Prinzip der Restaurierungen, alle Einzelheiten, ja selbst alle Baumaterialien, die einen künstlerischen oder historischen Wert besitzen und ohne Gefahr für das Gebäude oder seinen Schmuck ihre Verwendung finden können, zu benützen und sie selbst im Falle einer teilweisen Beschädigung am Platze zu lassen.

(Schluss folgt.)

Der Kaufmann Boleslaus Wierzejski zu sechs Monaten strengen und verschärften Arrest und 4000 Kronen Geldstrafe, eventuell weiteren sechs Monaten Arrest;

Der Juwelier Jakob Friedner zu sechs Monaten strengen und verschärften Arrest und 500 Kronen Geldstrafe, eventuell weiteren 50 Tagen Arrest;

Der Krämer Israel Peller zu vier Monaten strengen und verschärften Arrest.

Eingesendet.

Lokalnachrichten.

General-Artillerieingenieur Schlesinger Ritter von Benfeld.

Am 20. Juni ist nach kurzem Krankenlager General-Artillerieingenieur Ritter von Schlesinger einem Herzschlag erlegen. Nicht in allerletzter Linie hat zu diesem jähen Ende eines vom höchsten Pflichtgefühle und rastloser Schaffensfreudigkeit durchsetzten Daseins die ganz ungewöhnliche Inanspruchnahme beigetragen, die der nun schon fast zwei Jahre währende, unserem Vaterlande aufgezwungene Kampf für alle Organe des Kriegsministeriums mit sich brachte. Als Vorstand der 7/P Abteilung des Kriegsministeriums stand Ritter von Schlesinger gleich zu Beginn des Krieges einer ganzen Reihe noch ungelöster Fragen gegenüber; die bei dieser Lösung vorauszusehende Arbeitsleistung konnte nur ein Mann überwinden, dem die Pflicht über alles ging und dessen unbeugsamer Wille Sieger blieb durch geraume Zeit über die unaufhörlich bis zum äussersten beanspruchte Lebenskraft solange, bis diese in ihrer Gänze aufgebraucht war.

Ritter von Schlesinger hat im buchstäblichen Sinne des Wortes sein Leben dem Vaterlande zum Opfer gebracht, das ihm genau so wie allen, die in dem Kriege als Helden fielen, reichen Dank und Ehre schuldet.

Die Arbeit, die dieser so bescheidene, genial veranlagte Mann geleistet hat, wissen jetzt nur wenige Eingeweihte zu würdigen, aber diese Arbeit muss und wird gewürdigt werden, wenn der Zeitpunkt gekommen sein wird, der es zulassen wird, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Und da wird so mancher, der den Verewigten kaum dem Namen nach gekannt hat, mit Staunen vernehmen, was das hehre Bewusstsein der Pflicht noch vermag, selbst wenn der Körper schon dem Zusammenbruche entgegengeht.

Ehre dem Andenken eines solchen Mannes, der es sich keinen Augenblick überlegte, sein Leben dem Vaterlande willig zum Opfer zu bringen.

Feldzeugmeister *v. Schleyer.*

Todesfall. Auf dem Felde der Ehre ist der k. u. k. Hauptmann Stanislaus Rylski Ritter von Wielki Scibor im 41. Lebensjahre gefallen.

Neue Linien der Elektrischen Strassenbahn. Die Direktion der Krakauer Elektrischen Strassenbahn beabsichtigt, den Bau einer normalen zweispurigen Linie Starowiślna—III. Weichselbrücke—Podgórze-Ringplatz, sowie einer Verlängerung der Linie von der Tadeusz Kościuszkogasse in Półwsie Zwierzynieckie zum Norbertiner-Kloster auszuführen. Laut Mitteilung der Direktion wird am 8. Juli l. J. eine Offertausschreibung über die genannten Arbeiten stattfinden.

Krankenbesuche in den Spitälern. Der Krakauer Magistrat teilt mit: Betreffs der Krankenbesuche in den Spitälern hat die k. k. Statthalterei eine Polizeiverordnung erlassen, laut der in allen Zivilspitälern und allen anderen Zivil-Fürsorgeanstalten der Eintritt in den Anstaltsrayon für Krankenbesuche nur gegen Vorweisung eines ärztlichen Zeugnisses gestattet ist, in dem bestätigt wird, dass die besuchende Person in der Zeit nach dem Kriegsausbruche gegen Blattern mit günstigem Erfolge geimpft, bezw. wiedergeimpft wurde. In besonders dringenden Fällen (z. B. Besuch am Sterbebett oder von seiten durchreisender Familien) sind Ausnahmen nur von Fall zu Fall gegen ausdrückliche Bewilligung des leitenden, bezw. des diensthabenden Arztes zulässig.

Enthebung von Landsturmpflichtigen. In Ergänzung und zur Erläuterung des Absatz 3 der Landsturmpflichtigen-Einberufungskundmachung vom 15. Juni l. J. gibt das amtliche Blatt „Gazeta Lwowska" bekannt, dass den Gesuchen wegen Befreiung vom Landsturmdienst, die von den bei der gegenwärtigen Musterung geeignet Befundenen eingereicht wurden, keine aufschiebende Wirkung zukommt, sofern den Reklamierten von den politischen Behörden erster Instanz (Bezirkshauptmannschaft, Magistrat) oder anderen Regierungs- oder autonomen Behörden, bei denen die Enthebungsgesuche eingereicht worden waren, nicht die Bewilligung erteilt wurde, die Entscheidung der bezüglichen Enthebungsgesuche in ihren bisherigen Stellungen abzuwarten.

Freiplätze und Unterrichtsbeiträge für Beamten- und Lehrerkinder. Dem Ersten allgemeinen Beamtenverein der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie wurden von einer grossen Anzahl von Unterrichtsanstalten in Wien und in der Provinz (Handels-, Haushaltungs-, Industrie-, Sprach-, Musik-, Zeichen- und Malschulen, Lyzeen, Kindergärtnerinnenkursen usw.) freie und ermässigte Plätze zur Verfügung gestellt. Ferner gelangt im Töchterheim des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien, VIII., Langegasse 47, ein Freiplatz zur Besetzung. Ausserdem wurden vom Beamtenvereine Unterrichtsbeiträge im Gesamtbetrage von Kronen 50.000·— zum Besuche von öffentlichen Bürger-, Fach-, Mittel- und Hochschulen ausgeschrieben. Vereinsmitglieder können die Bewerbungsbedingungen und das Verzeichnis der freien und ermässigten Plätze gegen Portovergütung bei der Zentralleitung des Beamtenvereines in Wien, I., Wipplingerstrasse Nr. 25, beziehen.

Von der Labestation in Krakau. Die seit Kriegsbeginn organisierte Labestation am hiesigen Bahnhofe für durchreisende Soldaten und Evakuierte hat in den letzten Tagen ihre volle Tätigkeit wieder aufgenommen. Durch besonderen unermüdlichen Eifer in diesen humanitären Dienst haben sich Damen der hiesigen Gesellschaft hervorgetan.

Der gesamte Reinertrag der „Krakauer Zeitung" fliesst Kriegsfürsorgezwecken zu.

Verschiedenes.

Spitzbergen als Retter in der Kohlennot. Man schreibt der Deutschen Orient-Korrespondenz: Wie holländische Blätter melden, rüsten sich die neutralen nordischen Staaten Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland zu einer Ausbeute der Kohlenreichtümer Spitzbergens, um auf diese Weise sich von England und dessen Kohlenwucher unabhängig zu machen. Ein englisches Blatt meldet aber gleichzeitig, dass auch Russland in diesem Sommer mit der Ausbeutung grosser Kohlenlager auf Spitzbergen beginnen würde. Im vergangenen Herbst kamen aus Schweden mehrfach Nachrichten, nach denen England die Absicht haben sollte, den gegenwärtigen Krieg zu benutzen, um Spitzbergen, das gegenwärtig internationales Gebiet ist, in Besitz zu nehmen. Diese Absicht scheint einstweilen jedenfalls nicht zur Durchführung zu gelangen, denn sonst würde man zu verhindern wissen, dass die kleinen neutralen Staaten sich dort in grösserem Umfange festsetzen. Spitzbergens Kohlenreichtümer sind im vergangenen Jahr durch norwegische Ingenieure im Interesse der Staatsbahnen erforscht worden und es steht seitdem fest, dass dort eine Kohle zu gewinnen ist, die der englischen an Qualität unbedingt überlegen ist. Dazu scheint der Kohlenreichtum geradezu enorm zu sein. Man schätzt nach möglichst genauen Ermittelungen die in 2 Flözen in der Nähe des Fjords zwischen der Adventbucht und Green Harbour lagernden Kohlen auf mehr als eine Milliarde Tonnen. Dabei rechnet man in dieser Gegend mit dem Vorhandensein noch eines dritten Lagers. Die Kohlenflöze sind mit Sandstein bedeckt, bei dem infolge seiner Festigkeit ein Einstürzen ausgeschlossen erscheint. Die Kohlen sind ausserordentlich rein und werden in grossen Würfeln gebrochen. Die Temperatur in den Gruben liegt fast während des ganzen Jahres unter dem Gefrierpunkt. Infolgedessen rinnt kein Wasser herab, das ein Auspumpen notwendig macht. Ebenso bilden sich weder Staub noch Grubengase, so dass die Gefahren für die Bergarbeiter äusserst gering sind. Schwierigkeiten sind gegenwärtig noch mit dem Verfrachten der Kohlen vorhanden, dabei ist aber zu berücksichtigen, dass es während der Verladezeit Tag und Nacht hell ist, so dass ohne Unterbrechung gearbeitet werden kann. Die Ausbeutung der riesigen Kohlenlager wurde zuerst von den Engländern in Angriff genommen, ihnen folgten bald die Amerikaner und später die Norweger. Infolgedessen steigert sich die Ausbeute von Jahr zu Jahr ganz ausserordentlich. Leider ist es noch immer nicht zu einer internationalen Vereinbarung über Spitzbergen gekommen, so dass gegenwärtig alle wirtschaftlichen Unternehmungen der rechtlichen Grundlage entbehren. Seit nahezu vier Jahren ist die Diplomatie der in erster Linie beteiligten nordischen Staaten bemüht, eine Grundlage für ein internationales Abkommen zu finden.

Merkwürdige Kanonen. Wahrhaft armselig erscheinen die aus gebranntem Lehm bestehenden Kanonen der Ureinwohner Mexikos, die sie in Nachahmung der Geschütze ihrer spanischen Unterdrücker sich fertigten. Höchst primitiv waren auch die Lederkanonen der Tibetaner, die gegen die englische Expeditionsarmee zur Anwendung gelangten. Im Gegensatz zu dem mit Leder überzogenen Geschütz der Schweden im 30jährigen Krieg bestand bei jenen das Rohr selbst aus Leder, das durch eiserne Bänder verstärkt war. Da mögen schon die Holzkanonen der Tiroler Freiheitskämpfer, mit Eisenreifen stark umschmiedete Brunnenrohre, weit wirksamer gewesen sein. Höchst einfach und doch brauchbar waren dagegen die Strandbatterien des Malteserordens, in den Fels gebohrte Röhren, die, mit Pulver und Eisenstücken geladen, den vom Meer anrückenden Gegner beschossen. — Die merkwürdigsten Geschütze (4 Kanonen und 2 Mörser) aber liess die von 1730—1740 regierende Zarin Anna — aus Eis herstellen. Es wurden damit auch je sechs Salutschüsse gelöst, ohne dass diese Eiskanonen sprangen. Die teuersten Geschütze wurden endlich auf Geheiss einer indischen Fürstin gefertigt. Obwohl die Seele ihrer Rohre aus Stahl war, kostete doch jedes einzelne der aus gediegenem Gold gegossenen Prunkgeschütze mehr als 2 Millionen Kronen. Wertvoller aber sind und bleiben unsere Mörser, denn deren Wirkung hat in der Welt nicht ihresgleichen!



SONNTAGS-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG“



Zufall, Schicksal, Fügung.*)

Drei Fragen an unsere Zeit.

Von D. Dr. Paul von Zimmermann.

Zufall — Schicksal — Fügung — drei inhaltschwere Worte! Wer kennt sie nicht — oder wer glaubte sie nicht zu kennen? — Wer hatte sie nicht oft gebraucht — das eine bald, und bald das andere — je nach Gefühl und Anschauung der Dinge. Aber wer hätte ihre Tiefe, wer ihren Sinn schon ganz erschöpft? Und in dieser grössten aller Zeiten zumal mag mancher, der sonst über den Weltlauf sich weder Kopf noch Herz zerbrach — wäre es auch nur in einer schlaflosen Nachtstunde, deren es jetzt mehr gibt als jemals sonst — darüber nachgesonnen haben: in wessen Händen stehen jene, die ich von meinem Herzen weg aufs blutige Feld gesandt? In des Zufalls, des Schicksals oder eines Gottes Hand?

So alt die denkende Menschheit ist, so alt ist sicherlich auch die Frage, welche Mächte oder Kräfte über uns walten, aus welchen Quellen, was wir Glück und Unglück nennen, uns emporsteige; ungelöst noch ist die Frage und wird es vielleicht immer bleiben, wie weit der Mensch seinen Pfad sich wählen, seines Glückes oder Unglücks eigener Schmied sein könne — oder wie stark und weit er von irdischen, himmlischen, höllischen Gewalten abhängig bleibe bis in die Todesstunde, die er sich zwar beschleunigen kann, wenn sie zögert, aber nie abwehren kann, wenn sie heraneilt, so sehr er es auch wünschen möge. Dies unbestrittene, angeborene, unbedingte Gefühl der Abhängigkeit, das der grosse Theologe Schleiermacher vor hundert Jahren als die eigentliche Quelle aller Religion beschrieb, dies war es, das nach jenen geheimnisvollen Mächten Ausschau hielt und die gefundenen Urkräfte der Natur dann personifizierte und zu Gottheiten gestaltete. Noch heut gibt es Fetischanbeter im Inneren Afrikas, die den Stein, über den sie beim Jagdlauf gestürzt, nach Hause tragen und für diesen Tag als Gott verehren, denn er hat in ihren Willen eingegriffen, sich also als ihr Herr gezeigt.

Der menschlichen Phantasie war hier ein weiter Spielraum gegeben.

Doch das Gemeinsame aller Weltanschauungen, der naturalistischen, philosophischen, religiösen, ist immer dies Gefühl der Abhängigkeit, das ein Goethe und Bismarck genau so kannte, wie der Papua-Neger, und das noch niemand im Ernste hat in Abrede stellen können. Aber in der Frage nach dem „Woher?“ und „Wovon?“ scheiden sich die Geister.

Es ist kein Sinn, kein Plan, kein Zweck in den Dingen; alles geht und kommt, wie's gerade mag, alles ist blinder Zufall — so lautet die scheinbar einfachste Lösung, bei der sich die grosse Menge der Gedankenlosen von jeher zufrieden gab.

Welchen Begriff oder welche Vorstellung verbinden wir nun eigentlich mit dem Worte „Zufall“? Doch wohl ein Zusammentreffen von Menschen, das nicht beabsichtigt war, ein Zusammenfallen von Tatsachen, die ausser unserer Berechnung standen. Je nachdem uns diese Begegnungen willkommen oder unerwünscht erscheinen, reden wir von einem glücklichen oder unglücklichen, einem erfreulichen oder lästigen, ja wohl gar von einem tückischen, neckischen oder boshaften Zufall; er kann also mancherlei Gestalt annehmen, gleich dem Proteus in der alten Sage. Immer aber ist es das Unvorhergesehene, das Ueberraschende, das Unerklärbare, was wir mit dem Worte Zufall beschreiben. Zufällig nennen wir, was ebensogut auch nicht hätte zu sein brauchen, auf jeden Fall nicht bedingt, nicht notwendig scheint. Sobald wir irgendwo die Zusammenhänge der Dinge durchschauen, reden wir nicht mehr von Zufall, sondern von Ursache und Folge. So liegt in der Anwendung dieses Wortes eigentlich immer ein Geständnis unseres Nichtwissens oder Nichtverstehens — ein Warum?

Und dadurch wird dies Wort so recht eigentlich zu einem „Verlegenheitswort“, wie wir deren mehrere besitzen, das ist ein Wort, das sich immer da einstellt, wo die klaren Begriffe fehlen. Solch ein Verlegenheitswort ist z. B. auch das Wort „Instinkt“, denn was das eigentlich ist, vermochte noch niemand zu ergründen; wohl aber haben einige sehr Weise manche „Zufälligkeiten“ des menschlichen Lebens durch den menschlichen „Instinkt“ zu erklären versucht — das heisst aber eine unbekannte Grösse durch eine andere unbekannte erklären wollen. Wir wissen nämlich von dem, was gerade das Interessanteste wäre, von den letzten Gründen der Dinge, sehr wenig.

Schon das griechische Altertum kannte den Zufall, und weil er unberechenbar, sogar launisch schien, erklärten die Griechen ihn wenig höflich für ein Weib: das sie dann aber, wie es seitdem mehr als einem launischen Weibe ergangen, dadurch entschädigten, dass sie es zu einer Göttin erhoben, Tyche mit Namen, die sodann, wie die meisten griechischen Gottheiten, von den Römern, und zwar als „Fortuna“, übernommen wurde. Einer der sagenhaften ältesten römischen Könige, Servius Tullius, soll ihren Dienst in Rom eingeführt und ihr den ersten Tempel errichtet haben — wozu dieser freilich allen Grund hatte, da er als Sohn einer Magd bis auf den Königsthron gelangte, was gewiss ein günstiger Zufall genannt werden konnte.

Fortuna ist also ursprünglich nicht, wie sie meist aufgefasst wird, eigentlich „Glücksgöttin“, sondern schon nach der Ableitung des Wortes von *fors* (das Ungefähr) zunächst nur die Zufallsgöttin, die jedoch jederzeit zur Glücksgöttin sich aufschwingen kann, wenn sie will!

> „Doch sie will durchaus nicht immer —
> denn sie ist ein Frauenzimmer“,

wie es in einer Fabel heisst; — das wussten die alten Römer ebensogut wie die jungen Mädchen von heut.

Warum wir nun in unserer Sprache, abweichend hierin von allen anderen, die launische Göttin Fortuna — als „der“ Zufall — ins männliche übertragen haben, vermochte ich nicht zu ergründen. Wollten wir die deutsche Frau vom Vorwurf der Unbeständigkeit und Unberechenbarkeit entlasten und dafür uns Männer damit belasten?

Der deutsche Mann hat — wie schon Tacitus rühmt — die Frau immer hoch gehalten — daher er sogar — wieder abweichend von allen alten und neuen Sprachen — „die Sonne“ sagt, während überall sonst das licht- und lebenspendende Gestirn des Tages ein männlicher Gott ist und der sanfte, bescheidenere Mond der Göttin vorbehalten blieb.

Also — da es nun einmal so ist — der Zufall! — aber die Sonne!

Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, oberflächliche Lebensanschauung pflegte von jeher mit dem Worte Zufall gern Fangball zu spielen. „Der Zufall wollte es, der Zufall fügte es“, das liest und hört man doch immer wieder bis zum Ueberdruss.

Solange nun ein Leben glatt und ruhig läuft, friedlich über grüne Jugend-Freudenauen, ohne grosse, tief einschneidende Ereignisse, so lange mag man allenfalls mit dem Worte Zufall und der Weltanschauung, die sich damit deckt oder dahinter versteckt, das Auslangen finden.

Eine Begegnung in der Urania oder im Stadtgarten und ein Herbstschnupfen mag immerhin dem Zufall auf Rechnung geschrieben werden.

Auf der Universität hatten wir einen Kameraden, der sein *minus* an Geist durch ein *plus* von Höflichkeit auszugleichen bemüht war. Dieser *plus-minus*-Jüngling begrüsste jedes Mädchen unserer Jugendbekanntschaft, das ihm im Leipziger Rosental begegnete, mit den Worten: „Oh, welch ein glücklicher Zufall!“ Zu seiner Ehre sei hinzugefügt, dass er auch die Mütter, sogar die Gross-, Stief- und Schwiegermütter desselben Grusses teilhaftig werden liess. Die jungen Mädchen waren aber damals in den glücklichen Friedensjahren so boshaft, den Jünglingen Spitznamen beizulegen und jener wurde unter der Spitzmarke „der glückliche Zufall“ geführt, so dass in den Kaffeekränzchen berichten werden konnte: gestern bin ich dem glücklichen Zufall begegnet.

Ob heut auch noch solch glückliche Zufälle herumlaufen? Jedenfalls weniger als damals, denn heut haben sie Ernsteres zu tun und erzählen uns, wenn sie zu kurzem Urlaub nach Hause kommen, von „Zufallstreffern“ auf dem Schlachtfelde. Damit wäre der Zufall zu einem Richter und Herrn über Leben und Tod geworden.

Es geschehen da freilich ganz wunderbare Dinge. Als der Feind das Feuer schon eingestellt hatte und nur noch ein paar vereinzelte letzte Kugeln, kaum beachtet, herüberflogen, trat der Leutnant an die Schussöffnung des Schützengrabens, um einen Blick hinüber nach der feindlichen Stellung zu tun, und im selben Moment sank er lautlos mitten in die Stirn getroffen zusammen — genau durch die schmale Oeffnung, in die das Gewehr gelegt wird, hatte die Kugel den Weg gefunden. Ein Soldat berichtete, dass eine feindliche Kugel genau in den Lauf seiner Flinte getroffen und ihm das Gewehr aus der Hand geschlagen, ohne ihn zu verletzen, und während er sich nach seinem Gewehr bückt, saust über seinen Rücken ein Geschoss hin, das ihn mitten in die Brust getroffen haben würde, wenn er aufrecht gestanden wäre. Derartige Dinge werden uns von den Verwundeten in den Spitälern viele berichtet.

Mächtig gross ist die Menge der Möglichkeiten, über die der Zufall zu verfügen scheint, und darin liegt's, dass er uns so oft überrascht.

Nehmen wir ein Beispiel aus dieser Zeit: Eine Familie von fünf Gliedern, Vater, Mutter, Tochter und zwei Söhne, die beide ins Feld gezogen. Am Anfang des Krieges sind alle fünf gesund beieinander. Wer in die mathematischen Geheimnisse der Permutations- und Möglichkeitsrechnung nicht eingeweiht ist, wird es mit Staunen vernehmen, dass es nicht mehr und nicht weniger als genau 1024 verschiedene Möglichkeiten ihres Gesamt-Familienbildes am Schlusse des Krieges gibt. Welchen Spielraum hat da der Zufall! Fürchten Sie nicht, dass ich Ihnen diese 1024 Möglichkeiten einzeln aufzähle, nur den Schlüssel will ich Ihnen in die Hand geben. Die Rechnung ist ziemlich einfach. Bezeichnen wir die fünf Personen mit **1, 2, 3,** 4, 5 und die vier Möglichkeiten des Zustandes, in dem sich jede befinden kann, 1. gesund, 2. leicht verwundet oder krank, 3. schwer verwundet oder schwer krank und endlich 4. tot mit den Buchstaben *a, b, c, d,* so ergibt sich zunächst für zwei Personen die mögliche Zusammenstellung: $1a:2a$; $1a:2b$; $1a:2c$; $1a:2d$; ebenso kann aber $1b$ mit den vier Möglichkeiten des 2, und auch $1c$ wie $1d$ mit den vier Möglichkeiten des 2 zusammentreffen; das heisst, es sind schon bei zwei Personen sechzehn verschiedene Fälle (oder Variationen) gegeben. Nun kommt die dritte Person mit ihren vier möglichen Zustän-

*) Die nachstehenden hochinteressanten Ausführungen sind auf Grund eines in der „Wiener Urania“ gehaltenen Vortrages in Buchform (bei Franz Sturm & Co., Dresden) erschienen.

den dazu, die alle vier zu jedem der sechzehn früheren Fälle treten können, da ergeben sich 4 mal 16, d. h. 64 Möglichkeiten, bei der vierten Person 4 mal 64, d. h. 256, und endlich bei der fünften Person 4 mal 256, das macht genau 1024 Möglichkeiten. Und dabei wurde noch „leicht erkrankt" und „leicht verwundet" und „schwer erkrankt" und „schwer verwundet" als je eine Möglichkeit zusammengefasst, obwohl es doch eigentlich zwei verschiedene sind; und endlich müsste nach als letzte Möglichkeit die der Gefangenschaft bei den beiden Kriegern eingestellt werden; dann würde die Zahl 1024 noch bedeutend anschwellen, da sich für jeden einzelnen der beiden Soldaten schon sieben Möglichkeiten ergeben, deren jede wieder mit den sieben Möglichkeiten des zweiten zusammentreffen kann. Aber bleiben wir nur bei den 1024 stehen, so kann die Sache auch so formuliert werden: von 1024 Familien aus je fünf Gliedern kann jede möglicherweise ein anderes Erlebnis erfahren; erst bei der 1025. muss eine Wiederholung eines früheren Falles eintreten; es kann natürlich auch geschehen, dass der eine oder der andere Fall sich wiederholt; aber wenn Sie die Kreise Ihrer Bekannten an Ihrer Seele vorüberziehen lassen, werden Sie kaum zwei Familien finden, die genau dasselbe Bild der Erlebnisse zeigen, zumal in einer Zeit der Unberechenbarkeiten und frohen wie schmerzlichen Ueberraschungen, wie die gegenwärtige es ist.

Sollte jemandem die Sache noch nicht genügend klar sein, so erkläre ich mich zu einer mathematischen Privatstunde bereit — natürlich nur für die Frauen; denn die Herren müssen solche Rechnungen noch von der Schule her kennen; aber die lieben Frauen sind in der Mathematik meist etwas schwach; das ist jedoch, soviel ich weiss, ihr einziger schwacher Punkt — denn in allen anderen Dingen sind sie stark.

Nun, welches von den 1024 möglichen Bildern wird die Familie am Schlusse des Krieges darstellen, und — das ist die Hauptsache — wer nimmt die Gruppierung vor? Bleibt sie dem Zufall überlassen?

Der glücklichste Fall, die erste der 1024 Möglichkeiten, würde sein, dass alle fünf Glieder der von uns angenommenen Familie am Schlusse des Krieges sich wieder gesund zusammenfinden dürfen — möge dies recht vielen Familien geschenkt sein! — Nach der gegebenen Formel würde das heissen: $1a$, $2a$, $3a$, $4a$, $5a$. Den traurigsten Fall, die letzte der Möglichkeiten würde man sich fürchten zu denken — wenn man nicht wüsste, dass er mehr als einmal zur Tatsache geworden wäre, was wir hier nur gleichsam als mathematische Formel gefunden hatten.

Im Kriegsjahr 1870 waren die zwei Söhne eines Hauses am selben Tage vor Sedan gefallen. Diese Trauerbotschaft machte das Herz der Mutter erstarren; ein Herzschlag liess die Arme zusammenbrechen. Die Tochter, die mit besonderer Innigkeit an Mutter und Brüdern gehangen, fiel in ein heftiges Nervenfieber, dem sie nach einigen Wochen erlag. Und am Abend des Tages, da er sein letztes Kind begraben, griff der Vater, ein alter Offizier, zur Todeswaffe. Die Zeitungen berichteten unter der Ueberschrift: „Tragisches Schicksal einer Familie." — Und wer weiss, ob nicht jetzt unter den Trümmern Galiziens das Glück und Leben so mancher ganzen Familie zusammengebrochen ist.

So scheinen die Grenzen von Zufall und Schicksal ineinander zu fliessen; Sie sehen schon, wie schwer es ist, hier klar und scharf zu scheiden, und wie schwer es ist, den Begriff des Zufalls scharf abzugrenzen.

Wo hört das Spiel des Zufalls auf, und wo beginnt es in den Ernst des Schicksals hineinzuwachsen? Was zuerst ganz bedeutungsloser, gleichgültiger Zufall schien, kann zur Schicksalslebenswende werden.

Ein durch seine Pünktlichkeit rühmlichst bekannter Geschäftsmann verliess alltäglich zur selben Stunde sein Haus, Sonntags zwei Stunden später. Eines Tages merkt er an der ersten Strassenecke, dass schwarze Regenwolken drohen, und er kehrt gegen alle Gewohnheit noch einmal zurück, den Stock mit dem Schirm zu vertauschen. Wenn das nicht Zufall ist — was soll es sonst sein? Aber sein häuslicher Weg zum Schirm führt ihn am Schreibtisch der Gattin vorüber, auf dem er einen offenen Brief entdeckt, den jene sorglos liegen gelassen, als sie für kurze Zeit in die Küche gegangen. Die Handschrift ist ihm unbekannt. Neugierig, wie die Männer sind, schaut er nach Unterschrift und Ueberschrift, liest hierauf den ganzen Brief, nimmt ihn zu sich, übergibt ihn seinem Advokaten — und — das Schicksal nahm seinen Lauf bis in den Gerichtssaal — in wenigen Monaten war die Scheidung ausgesprochen; der Brief war völlig eindeutig. —

Ein freundlicheres Zufallsbild daneben:

Tausende aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmend, begegnen sich in Sommertagen — zufällig — tauschen einen flüchtigen Gruss in den Bergen, führen ein tiefsinniges Gespräch über das morgende Wetter und kehren dann ein jeder in sein Tal und Winterquartier zurück; aber hier und da, bei dem einen und der andern schmiedet Zufall oder Schicksal aus dem absichtslosen Begegnen einen goldenen, oder auch eisernen Reif! So hat es sich in früheren friedlichen Jahren mehrfach zugetragen, dass im Winter ein junges Paar vor mir am Traualtar stand, dessen Wege sich in den Sommertagen gekreuzt hatten. Wenn die Geburtsorte der beiden Brautleute recht weit auseinander liegen, z. B. Königsberg und Wien, da frage ich gern, wie und wo sich Wege und Herzen gefunden haben. Die Auskunft ist mir nie verweigert worden, und ich durfte in manches Zufallsspiel Einblick nehmen.

Ein paarmal waren es — leider Engländer, die auf die Gemsenjagd gegangen, aber statt der nicht erjagten Gams sich eine muntere Wienerin erjagt hatten, — obwohl sie ihre Liebe nicht einmal deutsch zu erklären fähig waren; jedoch die Wienerinnen nahmen offenbar auch englische Liebesschwüre gläubig entgegen — und ich war dann bei meiner durchaus nicht zufälligen, sondern jedenfalls angeborenen und ganz bewussten Gutmütigkeit edel genug, die Trauung in solchem Falle englisch zu vollziehen — weil der Bräutigam ja sonst überhaupt nicht gewusst hätte, was denn eigentlich mit ihm vorgegangen sei.

Eine sehr junge, solchem Freibeuter anheimgefallene Braut erzählte bei Anmeldung der Trauung: „Wir haben uns ganz zufällig bei einem furchtbaren Gewitter in einer Almhütte getroffen" — fügte aber dann mit ernst sinnenden Augen hinzu: „wenn man das überhaupt noch Zufall nennen kann." Es war etwas in ihr, was sich dagegen sträubte, die entscheidende Lebenswende aus der Hand des Zufalls nehmen zu sollen.

Zufall — Schicksal — Fügung — das bleibt immer die schwerwiegende Frage in den grössten Augenblicken des Lebens. — Ein Alpenunwetter als Ehestifter wäre an sich kein übles Lustspiel-Motiv.

Es soll übrigens auch einmal vorgekommen sein, wie man mir berichtet, dass eine vielumworbene junge Wienerin, dem Zufall trotzend, einen englisch flötenden (Uebersetzung des englischen *flirten*) Jüngling mit der klassischen Antwort nach Hause geschickt habe: „Wann's was von mir wollen, so reden's deutsch." — Ein Heil! der tapferen deutschen Jungfrau! In Zukunft wird sie hoffentlich häufige Nachfolgerinnen finden. —

Ist nun solch englischer Gemsenjäger-Bergbräutigam ein Geschenk des Zufalls oder bereits eine Gabe des Schicksals?

Die Dichter, zumal die Lustspieldichter, nehmen besonders gern den Zufall zuhilfe in allerhand unvorhergesehenen überraschenden Verwechslungen, Begegnungen, Aehnlichkeiten, Zwillingsschwestern und dergleichen, — aber auch die ernsteren Dichter verschmähen es nicht, mit dem Zufall zu rechnen. Denken Sie an Romeo und Julia; die tragische Lösung ruht auf lauter unglücklichen Zufällen, die störend in die kluge Berechnung der Menschen eingreifen. Romeo ist verbannt wegen des im Zweikampf getöteten Capulet; der Bote Lorenzos, der Romeo von Julias geheimnisvollem Scheintod unterrichten soll, wird unterwegs festgehalten und gelangt nicht zu Romeo, der Diener Romeos aber, der nicht eingeweiht ist in das Geheimnis des Scheintodes, bringt seinem Herrn die Nachricht von Julias vermeintlichem Tode; Romeo eilt zum Grabgewölbe und gelangt noch vor Julias Erwachen sowie vor dem Eintreffen Lorenzos in die Gruft und tötet sich verzweiflungsvoll, und als Julia darauf erwacht und Romeo tot an ihrer Bahre liegen sieht, folgt sie dem Geliebten nach in den Tod. Eine Kette von lauter ineinander greifenden unglücklichen Zufällen, die nicht hätten eintreten müssen, wenn der Mensch die Nacht hätte, den Zufall zu meistern!

Ein Schauspieler aus der Iffland-Zeit erzählt in seinen Erinnerungen, dass das Publikum einer kleinen Provinzstadt die Trauerspiele nicht leiden mochte, mit der unanfechtbaren Begründung, das Leben biete ohnedies des Traurigen genug, so dass man wenigstens auf dem Theater nur Fröhliches sehen wolle. So blieb dem Theaterdirektor, der die Gunst seines Publikums sich erhalten wollte, nichts anderes übrig, als bei der Aufführung des Romeo den unglücklichen Zufall ein wenig zu korrigieren, was sich ganz ohne Schwierigkeit bewerkstelligen liess. Im Augenblicke, da Romeo in der Gruft das Gift nehmen will, erscheint Pater Lorenzo und schreit entsetzt: „Halt' ein!" Durch diesen lauten Schrei erwacht zugleich Julia aus ihrem Todesschlaf; alles geht gut aus; bald erscheinen auch die beiden feindlichen Väter Capulet und Montague Arm in Arm versöhnt auf der Bildfläche, um ihre Kinder beglückt nach Hause zu führen; — so löst sich alles in Wohlgefallen auf, ein Hochzeitsmarsch erklingt hinter der Bühne, und das Publikum geht hochbefriedigt nach Hause.

Ja, wenn es so einfach wäre; manchmal fühlt man wirklich die Sehnsucht, dem unglücklichen Zufall, den man heranschleichen sieht, ein „Halt!" zuzurufen — wenn es nur im Leben auch so leicht möglich wäre, wie auf jener Provinzbühne zu Kahla in Thüringen.

Zwischen Suchen und Finden stellt sich auch gern der Zufall bald erfreulich, bald schmerzlich hinein. „Suchet, so werdet ihr finden", sagt das Evangelium, und das bleibt immer wahr; aber nicht immer findet man gerade das, was man suchte, sondern oft etwas ganz anderes. Zum Sprichwort ist der Jüngling Saul in der biblischen Geschichte geworden, von dem es heisst: er ging aus, seines Vaters verlorene Eselinnen zu suchen, und fand eine Königskrone — denn er begegnete dem Propheten Samuel, der ihn zum Könige salbte.

Nicht ganz so glücklich waren die mittelalterlichen Adepten, die armen Goldköche. Der eine fand beim Goldsuchen das schwarze Kriegspulver, der zweite das weisse Meissner Porzellan, der dritte flog mit seiner ganzen Küche in die Luft, und der vierte fand die Ungnade des Kaisers Rudolf II., der seinen armen Alchimisten in Prag ins Gefängnis werfen und dann hinrichten liess, weil er das versprochene Gold nicht gefunden hatte.

Aber Hand aufs Herz, ist denn nicht im Grunde jeder Mensch in seiner Jugend und manchmal auch lebenslang ein Gold- und Glückssucher und wartet nur auf den günstigen Zufall, der es ihn doch endlich werde finden lassen? Wir suchen alle — aber wer bestimmt, ob wir finden und was wir finden werden? Mancher sucht weise und fand töricht, und ein anderer sucht töricht und fand weise.

„Die meisten Erfindungen verdanken wir dem Zufall", so stand in einem Lehrbuch der Erfindungen für Knaben. Als ich das vor beiläufig sechzig Jahren las, dachte ich zum erstenmal über den Zufall nach, mit dessen Hilfe man Erfindungen machen könne — aber fertig geworden mit meinem Nachdenken über den Zufall bin ich in diesen sechzig Jahren seither leider noch lange nicht. Dass ich trotzdem heut darüber zu reden wage, gehört in das grosse Kapitel der Tatsache, dass die Menschen über viele Dinge reden, von denen sie im Grunde nichts Rechtes verstehen. Und je älter man wird, desto weniger weiss man; die Jugend weiss alles und kann alles, denn sie springt mit der grössten Leichtigkeit über den breitesten Graben tiefster Lebens- und Menschheitsprobleme hinüber, wo das Alter lange davor steht und sich überlegt: wie komme ich da hinüber?

Besonders ergreifend wirkt der Zufall immer dort, wo er im Bunde mit dem Aberglauben erscheint.

Von solch einem unheimlich geheimnisvollen Zufallswalten erzählt Prinzessin Luise von Toskana, die frühere Kronprinzessin von Sachsen, in ihren Lebens-Erinnerungen. Bei der Schilderung ihrer Hochzeit, die in der Wiener Hofburgkapelle stattfand, schreibt sie am Schluss folgendes:

„Es dauerte sehr lange, ehe wir die Kapelle verlassen konnten, und die langen Cour-Schleppen der Damen verhinderten das Vorwärtskommen. Drei der Erzherzöge, die ganz in meiner Nähe standen, wurden ungeduldig, und da sie sahen, dass sie keinen Weg als den über meine Schleppe nehmen konnten, entschlossen sie sich, über dieselbe zu springen. Mein Schwager Otto sah dies und sagte zu mir in sehr erregtem Tone: „Kennst du den habsburgischen Aberglauben, dass derjenige, der über die Schleppe einer Braut springt, in demselben Jahre sterben muss?" — „Nun, jetzt ist es November, so müssen sie sich eilen", versuchte ich lächelnd zu sagen, da ich sah, wie Otto unter dem Eindruck des Geschehens stand; ich wusste doch, dass viele Zufälle uns Habsburger in unerträglicher Weise verfolgen.

Der alte Aberglaube erwies sich als wahr. Vierzehn Tage nach meiner Hochzeit starben

die Erzherzöge Sigismund und Ernst, und Ende Dezember folgte ihnen der dritte, Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers und Vater meines Schwagers Otto."

Soweit der wörtliche Bericht der Prinzessin. War das nun Zufall, oder gehört das zu jenen bekannten Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lässt und die wir einfach nicht zu fassen vermögen?

In diesem Falle könnte man versuchen, die Erklärung in einer sogenannten Autosuggestion zu finden. Die mit so feierlichem Ernst gegebene bestimmte Ankündigung des Sterbenmüssens könnte wohl auf das Seelenleben der Betreffenden eine so starke Wirkung geübt haben, dass unter dem Druck dieser Einbildung wirklich der Tod innerhalb der angegebenen Frist eingetreten sei. — Von solchen „Suggestionen" weiss die Geschichte mancherlei zu berichten.

Die Prinzessin nannte es „Zufälle, die uns in unerträglicher Weise verfolgen". Das klingt aber an sich selbst wie ein dunkles Rätselwort!

Im Anschluss an dieses Erlebnis schreibt sie weiter: „Mir erscheint es, als wenn in gewissen Kreisen unseres Lebens wir (sie meint die Habsburger im allgemeinen) von anormalen schlummernden Kräften erfasst werden, die zeitweise neurotische Störungen hervorrufen, unter deren Einfluss wir impulsive Handlungen vollbringen, die meist lebenslängliche Folgen nach sich ziehen" — sie spricht von einem „Nervensturm", von „Psychoneurosen, die in Unglück und Verderben stürzen". — Hier wären die „Zufälligkeiten" zum unabwendbaren Verhängnis oder Schicksal geworden.

Als eine eigenartige und durchaus nicht seltene Art des Zufalls erscheint, wie es die Aerzte wissenschaftlich nennen, die Duplizität der Fälle; d. h. ein lange Zeit in der Praxis nicht vorgekommener besonderer Krankheits- oder Unglücksfall erscheint dann plötzlich kurz nacheinander zweimal oder wohl auch in ein und derselben Familie zweimal, während Hunderttausende von Familien von jedem derartigen Fall verschont bleiben.

Wer denkt da nicht an die furchtbare Duplizität im Leben unseres Kaisers. Zweimal stirbt der zur Thronfolge Berufene, und beidemale eines gewaltsamen Todes: während es sonst in der ganzen langen Königs- und Kaisergeschichte der Jahrtausende nur drei- oder viermal vorgekommen, dass der Thronfolger vor dem Herrscher gestorben. — Und noch einmal die unheimliche „Duplizität": zwei andere Glieder der kaiserlichen Familie, Bruder und Gattin, sinken beide fern der Heimat, beide unter Mörderhänden dahin.

Hier versagt jeder Versuch der Erklärung, und das Wort „Zufall" traut sich nicht heran an solch ungeheures Geschehen. In allen Lebensbeschreibungen unseres Kaisers, deren es ja bereits eine ziemliche Anzahl gibt, ist — je nach dem Standpunkte des Verfassers — bald von schweren „Schicksalsschlägen", bald von bitteren „Prüfungen" oder „Heimsuchungen", aber nie von Zufällen die Rede.

Der Begriff des Zufalls ist also ein ganz schwankender, man könnte sagen, völlig willkürlicher, und daher überaus schwer zu fassender.

Es wird freilich auch manchmal arg genug gemissbraucht, das Wort Zufall, indem man ihm, als wäre es eine Art „Sündenbock", dies oder jenes aufbürdet, nur damit der eigentlich Schuldige entlastet werde. Wo aber Schuld ist, darf doch nur noch von Strafe und notwendiger Folge, aber nie von Zufall geredet werden. Eine kleine Evastochter, die in der Schule getadelt worden war, dass sie ihr Gedicht nicht ordentlich gelernt habe, entschuldigte sich vor der Frau Mama mit dem „unglücklichen Zufall", dass sie gerade den letzten Vers habe aufsagen sollen, die anderen hätte sie ganz gut gekonnt; wenn sie nach denen wäre gefragt worden, würde sie ebensogut bestanden haben, wie die „Mizzi".

Und wer möchte in Abrede stellen, dass es auch einen „Prüfungszufall" geben kann? — Nur wird es geraten sein, sich nicht allzusehr auf ihn zu verlassen! Denn das ist wieder seine Eigenart, dass er den gern im Stiche lässt, der auf ihn baute.

Eine arme Frau, durch die Einberufung ihres Mannes in schwere Bedrängnis gekommen, bat um Unterstützung für ihre neun Kinder. „Neun Kinder?" fragte ich, und vielleicht hörte die Frau durch meine Frage einen Unterton klingen, der ihr nicht gefiel, denn im Tone der gekränkten Unschuld erwiderte sie: „Na, gegen den Zufall kann man doch nichts machen."

Ja, es ist eine böse Sache um den Zufall; und wer weiss, vielleicht sind wir alle nur Kinder des Zufalls in dem Sinne, dass man sich die Welt allenfalls auch ohne unser Dasein denken könnte!

Aber nun gibt es doch Andrere, Grössere, Einzigartige, ohne die wir uns die ganze Weltgeschichte nicht vorstellen können, da sie den Strom der Jahrhunderte in neue Bahnen gelenkt haben.

Wie nun sollen wir meinen, dass zwar die vielen und allzuvielen vom Zufall wie Sand und Muscheln ans Ufer des Lebens geworfen wurden — aber über den Führern, den Heroen, den Reformatoren des Wissens und Glaubens schwebe eine höhere Macht, ein notwendiges Schicksal, ein waltender Weltwille? — Ist solche Teilung möglich? — Alle oder keiner — heisst es hier! — Und lehrt nicht gerade diese grösste aller Zeiten, dass auch der Kleinste, Letzte, Geringste mit seiner Pflichttreue notwendig ist, soll das Ziel, das uns vorschwebt, errungen werden.

Hat denn nicht kürzlich ein einfacher Soldat, in Friedenszeiten Pferdewärter, seinen verwundeten General aus dem Feuer getragen und ihm das Leben gerettet? Wie undankbar wäre es hier, den Pferdewärter geringer einzuschätzen als den General?

Es geht nicht an, die Menschheit in die zwei Klassen der „Zufallsmenschen" und „Schicksalsgestalten" zu teilen, und die grösste Schwierigkeit würde sich ergeben, wenn wir im einzelnen Falle entscheiden sollten, welcher Klasse der eine und der andere einzureihen sei.

Da also, wie wir nun gesehen und an Beispielen gezeigt haben, das scheinbar harmlose Zufallsspiel sich so oft als bitterer Schicksalsernst offenbart, so werden wir wohl bei nüchternem Denken den Zufall überhaupt aus unserer Weltbetrachtung ausscheiden müssen, und es kann nun die Frage nur noch lauten: Schicksal oder Fügung?

Und es ist ein grosser Unterschied in der Fassung dieser beiden Mächte.

Mag der Zufall oft wie ein tändelnder, launischer Knabe erscheinen, so ist das Schicksal ein eiserner, gepanzerter Mann, unter dessen Schritten die Erde erzittert, der ohne Mitleid und Erbarmen weiterschreitet, furchtbar seines Amtes waltend. Die alten Völker rings ums Mittelmeer, diesen Braukessel der alten Kultur, wo auch jetzt wieder ein neuer Trank gebraut werden wird, sahen im Schritte der römischen Legionen, die eine Nation nach der andern zertraten, ein unentrinnbares Völkerschicksal sich vollziehen, und die römischen Feldherrn gaben diesem Gedanken mannigfachen Ausdruck und fühlten sich als Vollstrecker des Schicksals.

Wort und Vorstellung des Schicksals sind ebenso alt wie die des Zufalls.

Schon das älteste Griechentum kennt das Schicksal, und zwar bald als eine dunkle, geheimnisvolle Macht, bald als eine höchste Göttin gedacht, eine Erinnerung oder eine Weissagung des Monotheismus, des Eingottglaubens. Zwei Stellen bei Homer in der Ilias sind hierfür besonders lehrreich: 8,69 und 22,209. Die menschlichen und oft allzumenschlichen Götter des Olympos sind in Streit geraten; in den Götterversammlungen geht es, namentlich wenn die Göttinnen mit dran teilnehmen, ziemlich lebhaft zu; die einen stehen auf Seiten der Griechen, die andern auf Seiten der Trojaner; jede Göttin sucht ihren Liebling unter den Helden zu Ruhm und Sieg zu führen. Zeus soll den Zwist entscheiden; das erstemal handelt es sich um den Kampf der beiden Völker, das zweitemal am Ende des zehnjährigen Ringens um die beiden Haupthelden, auf denen die Hoffnung der beiden Völker ruht: Achilles oder Hektor, das ist die Frage? Zeus wagt nicht zu entscheiden, beidemale legt er es in die Hände jener höheren Macht. Die denkwürdigen, hochinteressanten Verse an der zweiten Stelle lauten:

Hervor nun streckte die goldene Wage der Vater,
Legte hinein zwei Lose des lang hinstreckenden Todes,
Dieses dem Peleionen — und das andre dem reisigen Hektor,
Fasste die Mitte — und wog; da lastete Hektors Schicksal
Schwer zum Hades hinab; da verliess ihn Phöbus Apollon —
Doch zu Achilleus kam die blauäugige Göttin Athene.

So schwebt über dem Leben der Helden die Entscheidung des Schicksals. Nachdem dies gesprochen, muss jeder Widerspruch verstummen. Und keiner der Götter wagt es, gegen den Schicksalsspruch seine Stimme noch zu erheben, sie schreiten zur Vollstreckung des vom Schicksal Bestimmten.

Auch der römische Dichter Virgil nimmt diese Stelle in seine Weltanschauung herüber in der Aeneide 12, 725:

Jupiter ipse duas aequato examine lances
Sustinet et fata imponit diversa duorum
Quem damnet labor et quo vergat pondere letum.

Der Sinn ist derselbe wie in den homerischen Versen.

Diese homerische Schicksalswage kehrt noch oft wieder in der Poesie der Jahrhunderte, bis zu den Liedern der Freiheitskriege vor hundert Jahren, da Ernst Moritz Arndt vom grossen Leipziger Völkertage singt:

Da hub die Wage des Weltgerichts
An jenem Tage der Herr des Lichts.

Und Schillers Franz Moor sieht in der Qual seines erwachten Gewissens den Weltenrichter mit der Wage in der Hand.

Der Schicksalsglaube überdauert den Fall der alten Götterwelt; aus der Götterdämmerung steigt siegreich die uralte Schicksalsgöttin empor, sie überlebt alle andern — sie erscheint sogar noch manchmal im Munde der Helden des dreissigjährigen Krieges, und Wallensteins Mörder versteckt sich mit seiner Tat hinter die „Schicksalsgöttin".

Die ganze altgriechische Tragödie ist Schicksalstragödie; was Neoptolemos zu Philoktetes im Drama gleichen Namens sagt:

„Es zwingt die Menschen die Notwendigkeit,
Das Los zu tragen, das ein Gott verhängt" —

kann als Thema der ganzen Tragödien-Dichtung angesehen werden. Wenn die Götter ein Geschlecht vernichten wollen, so verblenden sie sogar dem Unschuldigen den Sinn, so dass er unbewusst schuldig werden und dann zugrunde gehen muss, wie dies am erschütterndsten die Oedipus-Tragödie zur Darstellung bringt. Auch neuere Dichter haben hier und da diesen Schicksalsgedanken wieder aufgenommen; ich erinnere nur an Schillers „Braut von Messina" und Grillparzers berühmte „Ahnfrau" und ähnliches.

Der Götter-Verächter und Spötter Lucianus von Samosata, eine Art geistreicher Voltaire an der Wende des Altertums, der den heidnischen Götterglauben mit gleichem Spott übergiesst wie den eben zur Herrschaft kommenden Christenglauben, schildert in einem seiner Göttergespräche höchst ergötzlich, wie Hephaestos in einer Götterversammlung den Zeus auffordert, er möge doch die ganze Philosophen-Halle in Athen, wo man so geringschätzig und respektwidrig über die Götter geredet, mit dem Blitze über den Haufen werfen: wozu habe er denn den Blitz zur Verfügung? Aber Zeus erklärt, er könne nichts tun, was nicht vom Schicksal bestimmt sei. Das ist offenbar Lucians Glaube. Er glaubt an die alten Götter nicht, nicht an die Philosophen seiner Zeit und nicht an den Gott der Christen, dem die Zukunft gehörte, — aber an das Schicksal.

Und dieser Schicksalsglaube, der neben dem Christenglauben sich erhält, begegnet uns bald im Gewand der Religion, bald der Philosophie, bald der Naturwissenschaft und bald der Poesie.

Am schroffsten erscheint die Schicksalsidee in der Religion Muhameds ausgeprägt: Wenn es dir vom Kismet (Fatum) bestimmt ist, heut zu sterben, so wirst du sterben, auch wenn du ruhig in deinem Bette liegen bleibst; ist es dir aber nicht bestimmt, so kannst du dich im dichtesten Kampfgewühl vor die Feuerschlünde stellen, und es wird dir nichts geschehen. Dieser strenge Fatalismus ist die Grundlage des Fanatismus des türkischen Soldaten; er kann aber auch zum Quietismus oder zur Apathie werden, das heisst zur ruhigen Gleichgültigkeit gegenüber allem Geschehen. Es hat unendliche Schwierigkeit gemacht, in Konstantinopel eine moderne Feuerlöschwehr einzuführen; denn wenn Allah will, dass es brennt, darf der Mensch nicht in seinen Willen eingreifen. Mit verschränkten Armen starrt der echte Mohammedaner in die Flammen seines Hauses und wartet, bis Allah dem Feuermeer Einhalt gebietet. So haben zu verschiedenen Malen grosse Feuersbrünste in türkischen Städten gewütet, ohne dass eine Hand sich zum löschen gerührt hätte. —

So verschieden ist der Menschen Sinn und Vorstellung. Der eine glaubt mit seinem Willen und seiner Vernunft das Weltall meistern zu können — der andere beugt sich dumpf und stumpf ins unvermeidliche Verhängnis, das jeden freien Willen lähmt und jedes eigene Tun erfolglos und zwecklos erscheinen lässt.

Der Schicksalsglaube erscheint auch seit den ältesten Tagen oft im Bunde mit dem Sternenglauben. „In den Sternen steht's geschrieben." Hier ist es furchtbar ernst gemeint.

Denken Sie an die Weisen aus dem Morgenlande im Evangelium, die aus dem neuen Stern im Bilde der Fische auf die Ankunft eines Königskindes im Lande Judäa schliessen.

Was dem Menschen bestimmt ist, wann und wie er handeln muss, das sagen ihm die Sterne, wenn er es versteht, ihre Schrift zu lesen.

Durchs ganze Mittelalter geht kräftig der Sternen-Schicksalsglaube, der zur Zeit des dreissigjährigen Krieges besonders in Blüte steht.

So schildert uns, soviel wir wissen, der Wirklichkeit entsprechend, Schiller in seinem Wallenstein den Mann, der sich als Schicksalsgestalt fühlt — und die rechte Stunde des Handelns von dem Stande der Gestirne abhängig macht. Lange zaudert er nach dem Tage von Lützen, ehe er zu neuem Handeln sich entschliesst — bis die Sterne günstig blicken und er jubelnd rufen darf:

Glückseliger Aspekt! So stellt sich endlich
Die grosse Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tückischen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen!
Denn lange war er feindlich mir gesinnt
Und schloss mit senkrecht oder schräger Strahlung,
Bald im Gevierten, bald im Doppelschein
Die roten Blitze meinen Sternen zu
Und störte ihre segenvollen Kräfte!
Jetzt haben sie den alten Feind besiegt
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen!
Jetzt muss gehandelt werden, schleunig, eh' die
Glücksgestalt mir wieder wegfliegt überm Haupt.

Das ist Schicksalsglaube. Eigenes Wollen taucht unter in der Notwendigkeit, zu müssen.

Das einzige, was dem Menschen hierbei vergönnt sein kann, ist dies, dass er, vor besonders schwere Entscheidungen gestellt, an grossen Wendepunkten des Lebens einen hellen Ahnungsblick in das Künftige und Notwendige tun darf. Denn:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist denn sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal. —

Solch ein Moment war's in der Nacht, die der Lützener Aktion voranging. —

Wallenstein möchte vom Schicksal wissen, wer unter seinen Freunden ihm der treueste sei — ein Traum gibt ihm Antwort, und als Bestätigung des im Traum Geschauten steht am Morgen des Tages Oktavio an seinem Lager, führt ihm ein anderes Streitross zu und bittet ihn:

Mein Bruder, reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst; besteige lieber
Das sichre Tier, das ich dir ausgesucht;
Tu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.

Und Wallenstein gibt der Warnungsstimme Gehör und berichtet weiter:

Und dieses Tieres Schnelligkeit entriss
Mich Banners verfolgenden Dragonern;
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder. —

„Das war ein Zufall", sagt Illo darauf, aber Wallenstein antwortet:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen!"

Und nicht nur Wallenstein spricht so, alle Gestalten des Dramas sind auf den Schicksalsglauben eingeschworen.

Buttler versichert: „gestählt hat mich in rauher Schule die Notwendigkeit", und an anderer Stelle redet er sogar von einer Schicksalsgöttin".

Max tröstet sich mit dem Gedanken: „Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig."

Thekla klagt:

„Da kommt das Schicksal; roh und kalt
Fasst es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter'n Hufschlag seiner Pferde."

Und der einzige Trost über den Gefallenen lautet:

„Ihm spinnt das Schicksal keine Tücke mehr."

Gräfin Tertzky sagt zum Schluss:

„Das Schicksal überraschte meinen Bruder",

und darauf: „In wenig Augenblicken ist mein Schicksal erfüllt."

Das ist der eigentliche Kern des Schicksalsglaubens, dass für den Zufall kein Raum bleibt. Und damit hat Schiller-Wallenstein oder Wallenstein-Schiller unbedingt recht. Und eine Tatsache ist es, die nicht widerlegt werden kann, dass alle wahrhaft grossen schöpferischen Geister sowie alle tiefen Denker den Zufall ganz aus ihrer Weltanschauung ausgeschaltet haben.

Lange hat der Sternen-Schicksalsglaube sich erhalten, fast bis an die Schwelle der Gegenwart. Auch grosse und freie Geister noch am Anbruch der neuen Zeit, wie der gelehrte Freund Luthers, Philipp Melanchthon, waren nicht frei von dem Aberglauben, das Schicksal in den Sternen lesen zu können. So verkündete dieser einem Kindlein seines Freundes Jonas nach dem Horoskop, dass es einst ein grosser und berühmter Mann sein werde; worauf Frau Jonas bescheiden bemerkte: „Ehrwürdiger Herr Magister, sollte das nicht seine Schwierigkeit haben, sintemalen dies Kind nur ein Maidlin ist." — Doch der Sternenkundige belehrte sie: „Wenn es in den Sternen geschrieben steht, kann Gott wohl auch ausnahmsweise einmal einem Maidlin starken männlichen Geist verleihen." — Und damit hat er Recht, wie die Geschichte zu wiederholten Malen bewiesen hat.

Heut hat die strenge Astronomie die phantasiereiche Astrologie verdrängt, die erforschte Gesetzmässigkeit des Sternenlaufes duldet keine Sterndeuterei mehr.

Heut dürften wenige auch nur wissen, unter welchem Tagesgestirn sie geboren wurden, und doch legte man früher grosses Gewicht darauf: Sonntagskinder, Sonnenkinder, sind Glückskinder und lebhaften Geistes; Montagskinder sanft, still, bescheiden; Dienstagskinder nach Ziu, Mars, kriegerisch, tapfer, streitsüchtig; Mittwochskinder, Merkuriuskinder, klug, schlau, listig, werden Kaufleute, können aber auch schlaue Diebe werden; Donnerstagskinder, Donarskinder, sind heftig, kühn, Herrschernaturen; Freitagskinder wie Freia hold und lieb und schön; kleine Mädchen können daher gar nichts Besseres tun, als am Freitag ihre Augen dem Lichte aufzuschliessen; Samstagskinder, Saturnuskinder, sind schwermütig, düsteren Charakters, geheimnisvoll wie der Gott Saturnus, der bekanntlich seine eigenen Kinder verschlang. — Nun prüfen Sie sich und Ihre Kinder, ob die Sache stimmt!

So bleiben nun die Sterne nur den Astronomen und den Dichtern überlassen, die ja von jeher ausgiebigen Gebrauch von ihnen gemacht haben.

Ob die heutigen Jünglinge noch das seinerzeit viel gehörte Lied singen: „Ob ich dich liebe, frage die Sterne", weiss ich nicht; ob sie damit Glauben finden, könnten nur die also angesungenen Mägdlein uns berichten.

Als Heinrich Heine eines Abends den nüchternen Philosophen Hegel in Berlin besuchte und ans offene Fenster tretend von den Sternen zu schwärmen anfing, klopfte nach ein paar Minuten der Philosoph dem Dichter wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Lieber Freund, das sind nicht die Sterne, das bist du und was du hinein legst!"

Einen besonders reizenden Gebrauch von den Sternen scheint mir unser türkischer Bundesbruder gemacht zu haben, der im Anklang an den orientalischen poetischen Aberglauben, dass Allah am Abende seine Sterne zähle, seiner Suleika versicherte: „Wenn Allah seine Sterne zählt, so zählt er deine Augen mit!" Ich stelle Ihnen dies Wort gern zur freien Verfügung, aber nicht nur den Jünglingen, auch den Ehemännern, da ich nicht weiss, ob jener Mann sein hübsches Sprüchlein vor oder nach der Hochzeit gesungen hat. Auf jeden Fall wirkt es immer; ich rate Ihnen, einen Versuch zu wagen.

Und nun nehmen wir Abschied von den Sternen des Himmels, um uns einem der grössten Geistessterne der Erde zuzuwenden, der für den Schicksalsglauben von mächtigem Einfluss gewesen — ich meine den Philosophen Baruch de Spinoza, dessen System als Spinozismus Ihnen sicherlich wenigstens dem Namen nach bekannt ist.

Gerade als die Lebenssterne der beiden Feinde, Wallenstein und Gustav Adolf, verlöschen, geht der Stern des Lebens Spinozas auf.

Der Gott Spinozas ist die ewige Substanz der Welt, das Eine, Ureine, aus dem alles, was da ist, vom Nebelfleck bis zum feingeäderten Menschenhirn, mit Notwendigkeit sich entwickelt hat.

Das Schicksal heisst hier Notwendigkeit der Natur.

Alle Einzelerscheinungen der Welt sind nur *Modi*, wie er es lateinisch nennt, zu deutsch: Einzelerscheinungen derselben ur-einen Weltsubstanz oder des von Ewigkeit seienden Weltstoffes. Diese Substanz ist nach Spinoza dem Ozean vergleichbar; die *Modi* sind die stets neu auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Wellen, die somit nicht eigentlich selbständige Wesen oder Dinge sind, sondern nur aus dem einen Ozean entstehen und in ihm wieder untertauchen, nur winzige Teile und Augenblicksgeschöpfe eines Ganzen und ungeheuer Grossen sind. Welcher Art nun dieser Ur-Weltstoff sei, bleibt hierbei unerörtert und ist für den Grundgedanken des Systems von untergeordneter Bedeutung. Diese Frage gehört der Naturforschung und nicht der Philosophie an.

Ein Beispiel aus unserer Erfahrung soll den Grundgedanken Spinozas erläutern:

Wie etwa das Wasser ebenso als rauschender Waldbach, wie als starrendes Eis, als Regen, Wolke, Schnee, Tau und Nebel in der Luft verteilt, dann als flüchtiger und doch Eisen sprengender Dampf, dann wieder friedlich im Safte der Pflanze, in jeder Frucht, im Blute der Lebewesen und als heller Tautropfen im Auge des Menschen schimmernd erscheint, aber dabei immer seinem innersten Wesen nach ein und dasselbe ist — eben Wasserstoff —, so ist nach Spinozas Lehre alles, was da ist in der sichtbaren Welt vom starren Felsen bis zum beweglichen Gedanken im Menschenhirn, im letzten Grunde nur verschiedene Erscheinungsform der ur-einen Weltsubstanz, die nach ewigen in ihr liegenden Gesetzen oder Notwendigkeiten in immer neuen ungezählten Milliarden von Wesen zutage tritt.

Hier erscheint der Mensch nicht mehr als freies, verantwortliches Wesen, sondern nur als notwendiges Glied in der geschlossenen Kette der Notwendigkeit. Die schwerste aller Fragen der Psychologie: Wie weit ist der Mensch verantwortlich für sein Tun? hätte er im einzelnen Falle auch anders handeln können, als er gehandelt hat? wird hier einfach und scharf verneint. Diese schwere Frage bewegt auch heute die Richter fast bei jeder Schwurgerichtsverhandlung: Hat der Angeklagte unter innerem Zwange gehandelt; war er unzurechnungsfähig, so dass er nur genau so handeln konnte, als er gehandelt hat? — und verhält es sich so, dann darf er nicht bestraft werden. Nach Spinoza darf kein Verbrecher bestraft werden, oder genauer: gibt's überhaupt keine Verbrecher im üblichen Sinne. Das berühmte Wort Lombrosos vom „geborenen Verbrecher" ist ganz im Sinne Spinozas geprägt. Und ein Stück Wahrheit liegt ja gewiss darin, dass Neigungen, Anlagen, Talente jedem Menschen als innere Ausstattung mitgegeben sind, die hemmend oder fördernd auf sein Handeln einwirken. Die Frage ist nur, ob die innere Freiheit des Menschen gewahrt bleibt. Spinoza verneint es kurzweg.

Spinoza ist einer der schärfsten und unerbittlichsten Denker aller Jahrhunderte; der Folgerichtigkeit, Logik seines Systems zuliebe opfert er das Kostbarste, was wir in uns tragen: die Freiheit des Guten. Aber haben wir denn nicht das Gefühl, innerlich frei zu sein, barmherzig oder hart, liebevoll oder selbstsüchtig, aufrichtig oder ränkevoll, opferwillig oder geizig sein zu können? Nein, sagt Spinoza unerbittlich, wir sind ebensowenig frei wie der durch die Luft fliegende Stein es ist. Das Gefühl der Freiheit beruht auf einer Täuschung, weil wir die Kräfte, die Notwendigkeiten nicht kennen, die uns zwingen so zu sein, wie wir sind, so zu handeln, wie wir tun. Mit einem Bilde, das die Gegenwart uns nahe legt, würden wir sagen: Wie die durch die Luft scheinbar frei sausende Kugel genau an dem Punkte auftreffen muss, auf den das Zusammenwirken des Doppelgesetzes der Wurfkraft und der Schwerkraft sie hinzwingt, so muss auch unser äusseres und inneres Leben immer auf den Punkt treffen, auf den die notwendigen Weltkräfte es führen; folglich kann es auch keinen wesentlichen Unterschied von gut und böse geben, da der Mensch immer nur so sein kann, wie er sein muss.

Spinoza war eine eiskalte Verstandesnatur; die einzige Wissenschaft, die er zum Verständnis der Welt gelten liess, war ihm die Mathematik. So wird die ganze Welt für ihn zum mathematischen Problem, zu einem grossen Rechenexempel. Die Zeitgenossen sagten von ihm, er sei weder fähig gewesen zu lieben, noch zu hassen. Nun aber fühlen wir gerade unser Lieben und Hassen als das Freieste, was wir in uns tragen, und wer davon nichts in sich fühlt, mag immerhin es fertig bringen, die Freiheit des Menschen in starre Notwendigkeit einfrieren zu lassen.

Wie soll sich der Mensch nun dieser Notwendigkeit gegenüber verhalten? — Die Antwort Spinozas lautet klar: „Der Mensch kann sich von jedem Leid befreien; er braucht es nur zu verstehen, es in seiner Notwendigkeit zu begreifen, so hört er auf, etwas anderes zu wünschen. Mit der klaren Erkenntnis, dass die Dinge nicht anders sein können, nimmt die Gelassenheit und die Geistesstärke zu." Ob darin wirklich eine Trostkraft für einen auf dem Schlachtfelde sich verblutenden Schwerverwundeten liegt, ist eine andere Frage!

Sich in diesen Gedanken zu fügen, dass jeder ein notwendiges Glied in der Kette der Welt-

erscheinungen ist, preist Spinoza somit als höchste Weisheit; er nennt es *amor intellectualis*, verständige, vernunftgemässe Liebe zum Weltganzen; freilich eine frostige Liebe, an der das Herz keinen Anteil hat.

Die geschlossene Einheit, der grosse Ernst dieser Philosophie, die jeden Zufall, jede Willkür, jeden freien Eigenwillen ausschliesst und nur die eine Notwendigkeit alles Seins gelten lässt, die für jedes Wesen zum unerschütterlichen Schicksal wird, und jedes fragen, wünschen und klagen als überflüssig und zwecklos ausschaltet, erschien vielen ernsten und grossen Geistern als der einzige Schlüssel der Welt, die einzig befriedigende Lösung aller Fragen und Rätsel des Daseins.

Im Banne Spinozas standen — kürzere oder längere Zeit — um nur einige der grössten zu nennen: Schleiermacher, Herder, Schiller, Goethe, Bismarck. Sie alle hatten ihre spinozistische Periode — haben sie aber nach ihrem eigenen Zeugnis früher oder später innerlich überwunden. Der Spruch Herders:

In ein Gefühl verschlungen,
Sind wir ein ewig All —
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Widerhall —

ist der poetisch formulierte Ausdruck des Pantheismus Spinozas: „Das All ist Gott, und alles ist nur eines, und jedes einzelne somit ein Glied der Gottheit."

Die beiden grössten Dichter unseres Volkes haben einem ihrer Helden ein spinozistisches Glaubensbekenntnis in den Mund gelegt, Schiller seinem Wallenstein, Goethe seinem Faust. Es ist daher durchaus irrig, wenn man, wie es hier und da geschehen ist und in Anthologien wohl noch sich findet, jene Aussprüche als Schillers und Goethes „Glaubensbekenntnis" anführt. Schiller ist nicht gleich Wallenstein, und Goethe nicht gleich Faust; beide Dichter sind, wie spätere Aussprüche von ihnen beweisen, im Laufe ihrer inneren Entwicklung über Spinoza weit hinaus gekommen, so dass dieser für sie zum überwundenen Standpunkt geworden war.

Aber durchaus im Geiste Spinozas ist es, wenn Schiller seinen Wallenstein sagen lässt:

„Des Menschen Taten und Gedanken, wisst,
Sind nicht, wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Mikrokosmus ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln!"

„Notwendig, wie des Baumes Frucht" — das heisst, wie jeder Baum nach innerer Notwendigkeit seiner Art nur die eine Frucht hervorbringen kann, so kann auch der Mensch nur die Worte und Taten reifen lassen, die seinem inneren Sein, jenem Kern seines Wesens entsprechen, der ihm von Anfang fertig und geschlossen eingegeben war.

Wie man den Tiger nicht böse und das Lamm nicht gut nennen kann, denn beide folgen doch nur ihrer innersten Natur, der Tiger, wenn er das Lamm zerreisst, das Lamm, wenn es das Gras frisst, so kann man weder den Tiger-Menschen tadeln, noch den Lamm-Menschen loben; sie sind anders, aber jeder so, wie er nach den Ursachen, die sein Leben bedingten, sein muss.

Das ist die strenge Schicksalslehre Spinozas in der Gestalt der Natur-Notwendigkeit.

Ebenso ist das Glaubensbekenntnis, das Goethe seinem Faust in den Mund legt, ganz im Geiste des Pantheismus gehalten, nur poetisch verklärt; es entstammt der Spinoza-Zeit Goethes und entspricht dem Seelenzustande, in dem uns Faust an jenem Zeitpunkte seines Lebens dargestellt wird. Auf die Frage Gretchens: „Glaubst du an Gott?" müsste Faust ehrlicherweise antworten: „Nein!", aber er ist ja an Mephistopheles den Lügner geschmiedet, und so ist es ganz richtig, dass ihm Goethe dies gewundene, verschwebende Bekenntnis in den Mund legt:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser, der Allerhalter,
Fasst und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest,
Und steigen, freundlich blinkend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir?
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar, neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so gross es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen dafür. Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Das Urteil über dies wunderbar schön klingende, aber im Grunde ganz verschwommene, unklare Bekenntnis hat übrigens Goethe selbst gesprochen; er legt Gretchen die Antwort in den Mund:

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
denn du hast kein Christentum."

Und damit hat sie ganz recht; Faust wird uns ja von Goethe als der Mann geschildert, der am Glauben Schiffbruch gelitten und nun im Wogenschwall des Pantheismus im Weltall hin und her schwebt und schwankt. Christentum ist das nicht mehr, und Goethes Bekenntnis in späteren Tagen lautete ganz anders.

Und wie stehen die Dinge nun heut? Wieviele Anhänger mag Spinoza unter uns haben? Schicksals-Notwendigkeit? Von Völkerschicksalen wird heut viel geredet. Und wer hätte — ich weiss nicht, soll ich sagen: den Mut, oder: den Leichtsinn — heut, wo es wie Weltuntergangs Donner über unseren Häuptern dahinfährt, von diesem furchtbaren Ringen und Massensterben als von einem „Zufall" zu reden? Das will niemandem über die Lippen.

Wenige Monate bevor dieser Weltbrand auflohte, erschien ein Büchlein, das fast wie eine Weissagung sich gab: „Des deutschen Volkes Schicksalsstunde", ein Büchlein, das durch die Zustimmung des deutschen Kronprinzen doppeltes Aufsehen weckte. Hier wird der Weltkrieg geradezu als eine geschichtliche Notwendigkeit verkündet. Und kürzlich, als im Osten eine Entscheidung gefallen, lasen wir einen ernsten Aufsatz mit der Ueberschrift: „Bulgariens Schicksalsstunde". Dann wieder reden die Berichterstatter von Englands, Frankreichs, Russlands Schicksalswende, sogar von einem Stück Weltgericht, das sich in dem Schicksale Serbiens vollziehe. So ward für diese ernste Zeit das alte inhaltschwere Wort mit neuer Prägung in Umlauf gesetzt. Niemals haben wir früher so oft wie jetzt, im vertrauten Gespräch ebenso wie in öffentlichen Kundgebungen, vom Schicksal reden hören. Und mit Recht. Hier vollziehen sich Schicksals-Notwendigkeiten — und mehr noch: über ihnen ahnen, erkennen wir eine höhere Fügung, ein gerechtes göttliches Walten.

Aus dem kleinen, engen Einzelleben, an dem für das grosse Weltgeschehen scheinbar wenig oder auch gar nichts gelegen ist, blicken wir in Tagen wie diese gern in das Leben der Heroen, der Wegbereiter, der Völkerführer, der Fürstenberater. — Der Geist Bismarcks schreitet führend, mahnend, alte Weissagungen erfüllend und neue kündend, durch diese Zeit; und dies Leben, ohne das wir doch wohl die neue Geschichte nicht denken können, war zweimal dem „Zufall" einer nahe vorüber fliegenden Kugel ausgesetzt. Als Bismarck noch am Anfange seines Aufstieges war, hatte er das viel besprochene Duell mit dem Abgeordneten Vinck, der ihn nach Bismarcks eigenem studentischen Kraftwort „angerempelt" hatte; und im Jahre 1866 wurde unter den Linden Berlins aus unmittelbarer Nähe auf ihn geschossen. Also an diesen zweien Kugeln, die ihn nicht erreichten, hing das Leben des späteren Reichskanzlers, des Schmiedes von Deutschlands Einigkeit, hing das Auferstehungsjahr des deutschen Volkes 1870, hing das deutsche Kaiserreich und sein Schwert- und Herzensbündnis mit Oesterreich und seine Belastungsprobe mit der Riesen-Kraftbewährung 1914/16. Ist nicht etwas in uns, was uns verbietet, vom „Zufall" jener beiden Kugeln zu reden? Ahnen, fühlen wir hier nicht doch das Walten einer höheren Fügung und Fürsorge, die gerade diesen Mann sandte, brauchte und darum erhalten wollte, um die deutsche Nation ihrer grossen Weltaufgabe entgegen zu führen?

Und wem sprängen nicht die Zusammenhänge und Folgerichtigkeiten, die jeden Zufall ausschliessen, in die Augen, wenn wir das innere Werden und Wachsen dessen verfolgen, was nun zum furchtbaren und glorreichen Weltgeschehen hinauf gereift ist? Greifen wir nur ein Jahrhundert zurück. Als Napoleon 1813 den Boden Deutschlands verlassen musste und die verbündeten Armeen ihm ihren Gegenbesuch in Paris machten, brachten sie das Versprechen einiger Pariser Grossprecher mit: Wir werden und müssen wieder nach Deutschland kommen. Dieser Gedanke glomm weiter wie ein Funke unter der Asche. Der Aufschwung Preussens, der zum erstenmal in der ersten Pariser Weltausstellung unter Napoleon III. sichtbar vor Augen trat, der Hass der Kaiserin Eugenie gegen „die Rasse der Zukunft", wie sie hellseherisch die Deutschen nannte, blies so lange in den Funken, bis das Feuer von 1870 gen Himmel loderte. Der Gesang der Rheintöchter über den Wellen:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gierige Raben
Sich heiser danach schrein —

weckte den Gegenchor drüben: Wir müssen ihn haben!

Und als nun die furchtbare Enttäuschung kam, das alte Reichsland Elsass wieder deutsch wurde, da gab's ein Wort, das die französische Jugend mit der Muttermilch — soweit sie eine solche bekam — einsaugen musste — nun ein und ein halbes Menschenalter hindurch — das Wort *revanche* — Rache. Und damit dies Wort auch in Fest- und Freudentagen ja nicht vergessen werde, wurde im grossen Weltausstellungsjahre 1889 zu den Füssen der Statue der trauernden Alsacia in Paris jeden Morgen ein neuer prachtvoller Riesenkranz niedergelegt, damit die Tausende von Deutschen, die damals durch die Ausstellung wanderten und auf den Eifelturm hinauf fuhren, doch ja jeden Morgen daran erinnert würden: Wir kommen wieder, wir holen es uns zurück, unser Elsass. Doch hat uns das damals den Genuss der wirklich schönen Weltausstellung nicht im geringsten getrübt.

Und nun schien der rechte Augenblick gekommen, auf 1870, das wussten wir doch schon aus Bismarcks Prophetenmunde, musste nach geschichtlicher Notwendigkeit ein 1914 folgen.

Und ähnlich stand die Sache mit England; auch hier deutlich erkennbare innere Zusammenhänge, Glied an Glied sich schliessend, durch keinen Zufall gelockert. Vor genau dreissig Jahren, im Winter 1885, hielt Bismarck im deutschen Reichstag seine berühmte, verhängnisvoll gewordene Flottenrede, in der sich der charakteristische Satz findet: „Unsere Vettern jenseits des Kanals wundern sich, dass wir, die Landratten, denn dafür halten sie uns doch wohl, uns aufs Wasser hinaus wagen". Und auf diese Rede drückte später Kaiser Wilhelm II. sein kaiserliches Siegel mit dem nun längst als geflügeltes Wort über die Weltmeere rauschenden Ausspruch: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" Das war das Samenkorn, aus dem der Giftbaum des Neides zuerst und des Hasses und der Lüge sodann emporgewachsen, der seine Giftblüten inzwischen über die ganze Welt ausgestreut.

Wenn der Tod einem Herrscher den Purpurmantel von den Schultern genommen, so ersinnt der Genius der Geschichte ihm einen Beinamen, den er dann wie ein auf ewig ihm angeschmiedetes Kleid durch die Jahrtausende tragen muss. Heut scheint sich die Muse der Geschichte noch nicht ganz klar über die Prägung des Beinames für König Eduard von England; es liegen mehrere Anträge vor, als da sind: Eduard der Einkreiser, oder weniger harmlos: der Giftmischer, oder der Welt-Brandstifter, oder mehr populär nach Berliner Tonart: der schlimme Onkel. Denn der letzte Grund all dessen, was jetzt geschieht, war doch der ganz persönliche Hass des Onkels gegen den jungen aufstrebenden Neffen auf Deutschlands Thron. So wachsen aus rein persönlichen Gefühlen, Antipathien oder Sympathien, Weltschicksale heraus. Dass sich Onkel und Neffe nicht gut leiden können, soll auch sonst vorkommen, und die Welt wird sich dadurch nicht weiter beunruhigen lassen, wenn sie beide aber „zufällig" mächtige Herrscher sind, dann wächst aus ihren Antipathien ein furchtbares, gigantisches Völkerschicksal heraus. Das erleben wir heut. Ursachen und Folgen sind heut klarer denn je erkennbar, und wo diese sind, gibt's keinen Zufall mehr, sondern immer nur Schicksals-Notwendigkeiten.

Zwei Mächte bestimmen immer den Lauf der Weltgeschichte, seit Assyrien und Babylonien über Israel herfiel, bis auf diese Tage, da sieben Staaten und Völker über Deutschland und Oesterreich herfielen — die Sünde der Menschen und die Allmacht Gottes, die zuletzt die Dinge so lenkt, dass das alte Wort wieder recht behält: Die Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.

Hinter und über diesen Schicksalen, die, wie wir hier deutlich sehen, durch den Einschlag menschlicher Schuld geschmiedet werden, steht eine höhere, eine göttliche Fügung, in deren Hand es liegt, die Dinge nicht nach dem bösen Menschenwillen, sondern nach einem heiligen gerechten Willen zu einem ganz anderen Ziele zu führen, als die Menschen des frevlen Willens gedacht und gewollt.

Und so erleben wir die alte Geschichte in neuem Lichte, die schon in den Kinderlesebüchern stand: Der böse Nachbar wollte das Haus des Nachbars anzünden, da der Wind gerade günstig stand; aber im Augenblicke, da er das Feuer hinübergeworfen, sprang der Wind um und warf dem Brandstifter die Flammen aufs eigene Haus zurück, das nun niederbrannte, während das Haus des Friedlichen gerettet und bewahrt blieb.

Denn auch für Völkerschicksale, wie für das Einzelleben, gibt es Einen, der „Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn".

„Fügung" — und zwar genauer „göttliche Fügung" oder auch göttliche Führung — wer dies Wort heut ausspricht, muss darauf gefasst sein, hier und da skeptischem Lächeln zu begegnen. Aber sollte wirklich ein Zweifels-Lächeln in solch grosser Sache als Wahrheitsbeweis gelten können?

Dass es eine göttliche Fügung gibt, kann die Wissenschaft der Natur und der Mathematik nicht beweisen; das muss ohne weiteres zugegeben werden. Aber es ist überhaupt ein grober Fehler, eine rein formale Verstandes-Wissenschaft als höchste Richterin in Dingen anzurufen, die im unmittelbaren Gefühle ihre Wurzel haben. Gottes Fügung lässt sich nicht mathematisch und naturwissenschaftlich beweisen — aber widerlegen noch viel weniger. Und es ist eine Tatsache, eine unumstössliche und gewaltig starke, die laut für uns spricht: Gerade die grössten der Geister waren Helden des Glaubens und schöpften ihre Kraft aus der Gewissheit, dass ein Gotteswille über ihnen walte. Welch eine stolze, glänzende Reihe Geistesgewaltiger von Moses bis David, von den Propheten bis Jesus, von den Aposteln bis zu den Märtyrern, von den Reformatoren bis zu den Helden und Sängern der Freiheitskriege! Aber die Kraft ihrer Zeugenschaft würde man uns zu entkräften versuchen durch den Einwand: diese alle gehörten einer rückständigen Zeit an und standen noch im Banne einer nun wissenschaftlich längst überwundenen Weltanschauung.

Aber fehlt es denn etwa heute an Zeugen für die idealste aller Weltanschauungen.

Dass auf der Warte dieser Zeit zwei Herrscher stehen, wie die Geschichte sie nur selten erlebte, und dass diese beiden nun eines Geistes, eines Willens und dadurch doppelt stark Hand in Hand, Herz an Herz nebeneinander stehen, wie es die Geschichte noch niemals in gleicher Herrlichkeit schauen durfte — darin erkennen wir eine göttliche Fügung, auf die wir hoffen und von der wir eine neue Zeit des Völkerfriedens erwarten. Und in dieser Ueberzeugung wissen wir uns im Innersten eins mit diesen beiden hohen Gott- und Geist-gerüsteten Helden. Am Anfange des Krieges gab der eine seinen Völkern ein ergreifendes Bild, der andere ein zündendes Wort. Das eine wie das andere aber war ein starkes Bekenntnis. Das Bild des knienden betenden Kaisers rief uns zu: Ich, das Haupt des Staates beuge doch mein Haupt vor einem grösseren als ich bin; von ihm erflehe ich Kraft und Sieg, ohne seine Hilfe vermag ich nichts. So tut auch ihr, meine Völker, desgleichen! Und der deutsche Kaiser gab seinen hinausziehenden Scharen das Wort mit: „In schweren Zeiten Kopf hoch und Gottvertrauen." „Kopf hoch", das ist Bewusstsein der eigenen Kraft, die vorwärts der Gefahr mutig ins Auge blickt, und „Gottvertrauen" ist Glaube, der aufwärts blickt zu dem, von dem Kraft und Hilfe kommt.

So haben die beiden Kaiser selbst die Parole ausgegeben, unter die sie ihre Völker stellen wollten und unter der wir kämpfen und siegen sollen.

Wahrlich, wenn irgend eine Zeit den Glauben an eine göttliche Fügung in uns stärken kann, so ist es diese, deren Flügelschlag wir stündlich hören.

Die Kundgebung des deutschen Kaisers am Schlusse des ersten Kriegsjahres ist ein Posaunenruf wunderbarer Glaubensgewissheit:

„Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein. Ich habe den Krieg nicht gewollt. Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns. — So werden wir den grossen Kampf für Deutschlands Recht und Freiheit, wie lange er auch dauern mag, in Ehren bestehen und vor Gott, der unsre Waffen weiter segnen wolle, des Sieges würdig sein."

Und genau im selben Geist und Tone ist das letzte Schreiben unsres Kaisers an den Erzherzog Friedrich vom 2. Dezember 1915 gehalten, das mit den Worten schliesst: „Der Allmächtige wird uns beistehen zu endgültigem Erfolge."

Ganz im Geiste seines kaiserlichen Vaters hat Prinz Oskar von Preussen eine Schrift über die Winterschlacht in der Champagne veröffentlicht, worin er nach einer ergreifenden Schilderung der Schlacht darauf hinweist, Pflichtgefühl und Treue bei der Jugend weiter zu pflegen: „Erziehen wir die Jugend wieder zu wahrer kindlicher Frömmigkeit und zum Glauben an den Herrgott, der die menschlichen Schicksale nach seinem Willen leitet."

Mit dankbarer Bewunderung und vollem Vertrauen blicken wir alle zu jenen Männern empor, auf deren Schultern die ungeheure Verantwortung lastet, die Geschicke der Armeen in diesen Zeiten zu lenken. Und wenn wir unsern Conrad von Hötzendorf, Dankl, Arz, Boroewitsch, Kövess, Boehm-Ermolli, und dann einen Hindenburg, Mackensen, Ludendorff, Litzmann, Stein, Einem, Woyrsch und wie sie alle heissen mögen, die Helden des Schwertes und des Geistes zugleich, mit Begeisterung nennen, ehren wir sie etwa dadurch geringer, dass wir sie als Werkzeuge einer göttlichen Fügung ansehen, die uns gerade die rechten Männer zur rechten Zeit geschenkt hat? Und wenn wir so urteilen, dann stimmen wir nur ganz mit dem überein, was jene Männer selbst deutlich klar und wiederholt als ihre Ueberzeugung zum Ausdruck gebracht haben, dass Gott ihnen bisher geholfen, und dass sie hoffen, Gott werde sie auch weiter zum glücklichen Ende führen.

Die Grossen waren immer demütig, und die, denen grosse Lasten auferlegt waren, fühlten immer, dass ihre eigene Kraft zerbrechen müsse, wenn nicht eine höhere göttliche Kraft in ihnen wirksam wäre.

Bismarck, Zeppelin, Hindenburg wirken wie ein harmonischer Dreiklang auf jedes deutsche Gemüt, und geradezu ergreifend ist das Zusammentönen ihrer Bekenntnisse; mit fast gleichen Worten haben alle drei dem gleichen Gedanken wiederholt Ausdruck verliehen, dass sie sich als Werkzeuge in Gottes Hand fühlen, berufen, die Aufgabe zu erfüllen, die Gott ihnen auferlegt habe.

Wenn wir an eine göttliche Fügung glauben, befinden wir uns somit nicht in Gesellschaft der Schwächlinge, sondern gerade der starken und grossen Geister.

Bismarck in seiner grossen Aufrichtigkeit schreibt an seine Frau, dass er nicht begreife, wie er früher ohne den Glauben an Gott das Leben habe ertragen können. Er sagt es öffentlich im Reichstag in der Konfliktszeit: „Wenn ich den Glauben nicht hätte, dass Gott mich hierher gestellt hat, um meinem Kaiser und dem Vaterlande zu dienen, so würde ich keinen Tag länger Reichskanzler bleiben, sondern mich unter die Bäume meines Sachsenwaldes flüchten." Nach Abschluss des Friedens 1871 schreibt Bismarck an seine Frau, mit der ihn ein besonders inniges Seelenband vereinte, die denkwürdigen Worte: „Gott hat uns mit seiner starken Hand so weit geführt; Er wird uns auch den Frieden fest machen. Mein Herz ist voll demütigen Dankes." Und ein andermal: „Ich bin ein Soldat Gottes, wo er mich hinschickt, da muss ich gehen, und ich glaube, dass er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht!" In solcher Demut offenbart sich wahre Grösse.

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat an Stadtdirektor Tramm in Hannover einen Brief gesandt, aus dem der „Hannoversche Kurier" eine Stelle wiedergibt:

„Das Vertrauen und Wohlwollen, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wird, bewegt mich mehr, als ich auszusprechen vermag. Ich kann diesem Entgegenkommen gegenüber nur erwidern, dass ich nur meine Pflicht für König und Vaterland tue. Waren mir hierbei besondere Erfolge beschieden, so danke ich sie Gottes gnädiger Führung, meinem kaiserlichen Herrn, der mich auf meinen Posten berief, meinem treuen Gehilfen Ludendorff nebst seinen Mitarbeitern und der unvergleichlichen Ausdauer und Tapferkeit meiner Truppen. Auf solcher Grundlage bleibt für mich nicht viel Verdienst übrig. — Ob dann das gute Ende einige Wochen eher oder später eintritt, spielt in dem gewaltigen Ringen keine Rolle." — Liest man den Brief des verdienstvollen Generals Lietzmann, der den berühmten Durchbruch der deutschen Truppen bei Lodz leitete, — da kann einem das Herz höher schlagen: „Das Beste an unseren Erfolgen hat der gute treue Gott getan, der unsere Herzen stählte, mir die richtigen Entschlüsse eingab und den Willen zum Siege auch dann erhielt, als alles ausser der Waffenehre verloren zu gehen schien. Ich wiederhole: alles dies war Gottes Werk, ich konnte gar nicht anders, als seiner Eingebung folgen. Und dann — meine Jungens! Wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben, wie ich, der vermag den Teufel aus der Hölle zu jagen."

Auf dem Schlosshofe in Posen sprach derselbe Held zu denen, die ihn beglückwünschten:

„Mir gebührt aber nicht der Dank für die Erfolge, die wir gegenüber den russischen Feinden errungen haben. Ich habe nur den Namen dazu hergegeben. Der Dank gebührt Gott dem Herrn, der uns immer gnädig behütet hat und der uns auch ferner behüten wird, denn er kann uns nicht plötzlich von seiner Vaterhand loslassen. Ich sehe getrost in die Zukunft. Gott der Herr wird uns einen ehrenvollen Frieden schenken."

Man wird es nach all diesen Proben wagen dürfen zu sagen: je grösser, stärker ein Mensch ist, je bedeutungsvoller seine Arbeit, seine Person ist, desto stärker ist auch das Gefühl seiner Abhängigkeit von einem höheren Willen, desto stärker auch sein Vertrauen auf den Schutz und die Hilfe eines allmächtigen Gottes, desto mehr fühlt er die Schwere der Verantwortung, die auf ihm lastet, und die Ohnmacht des Menschen, wenn nicht eine göttliche Macht ihm höhere Kräfte geheimnisvoll zuströmt.

Ein spottlustiger Franzose meinte freilich, von Gott zu reden, das sei beim deutschen Kaiser und den Deutschen überhaupt eine *façon de parler*, also eine Phrase oder auf gut deutsch eine inhaltlose Redensart, bei der man sich weiter nichts denkt. Nein, Monsieur — — —,*) wenn ein Deutscher — er sei Gelehrter oder Arbeiter — sich sein Weltbild ohne Gott konstruiert, so sagt er es frei und offen in Büchern oder Versammlungen, und niemand macht ihm einen Ketzerprozess; wenn er aber sagt und bekennt: ich glaube an meines Gottes gnädige Führung, so ist es ihm heiliger Ernst damit, so liegt darin seines Lebens Halt und Kraft, und niemand weder diesseits noch jenseits des Rheins oder Kanals hat das Recht, ihn für einen Redensartenmacher zu erklären.

Und schlagen wir zum Schluss noch das Buch der Bücher auf. In der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Testamentes kommen die Worte Zufall und Schicksal nicht ein einzigesmal vor, im neuen Testamente nicht einmal die Worte Glück und Unglück. In der Weltanschauung der heiligen Schrift wird alles, was geschieht, auf das Walten Gottes zurückgeführt; diese Weltanschauung, wie sie durch die Propheten Israels mächtig vertreten wird, steht hoch über dem kalten, toten Schicksalsglauben der Heidenwelt. Am einfachsten, klarsten und schönsten hat das, wie immer, Jesus zum Ausdruck gebracht in dem berühmten Worte, das niemand hätte erfinden können, wenn es der Meister nicht selbst gesprochen hätte: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne eures Vaters Willen." Und mit jenem feinen Humor, der so oft in seinen Worten sich birgt, fügt er hinzu: „Fürchtet euch also nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge." Das ist eine grossartige Weltanschauung in einem einzigen kurzen Satze: das Geringste, Kleinste ist ein Gegenstand göttlicher Fürsorge, oder mit anderen Worten: es gibt nichts Kleines, Zufälliges, Geringfügiges, Wertloses in dieser grossen, geheimnisvollen Gotteswelt. An die Stelle des harten unerbittlichen Schicksals tritt hier ein gütiger, liebevoller Vater, dessen Gedanken zwar oft dunkel, dessen Wege oft geheimnisvoll sein mögen, der aber doch stets das Beste seiner Kinder will.

Alles, was sonst Philosophie, Phantasie, Naturwissenschaft an dessen Stelle gesetzt, reicht nicht hinan an die erhabene Einfachheit dieser Weltanschauung, die sich bei den grössten Geistern bewährt hat.

Es bleibt uns somit nur die Wahl, entweder wir betrachten die ganze Welt als ein Spiel des Zufalls oder wir beugen uns einer starren Schicksals-Notwendigkeit, die jede Freiheit auslöscht, oder wir glauben, dass wir eine innere Freiheit zum Guten in uns tragen und dass das Gute, das wir erstreben, durch eine Macht der ewigen Liebe zum Siege geführt werden wird. — Alle philosophischen Systeme, die Sprüche der Weisen aller Jahrtausende kommen zuletzt auf diese

*) Die Gedankenstriche mag sich jeder nach seinem Belieben durch ein dreisilbiges Wort ausfüllen, das ich nicht schreiben wollte.

drei Möglichkeiten hinaus — ein viertes gibt es nicht.

Aber ist es denn im letzten Grunde nicht ganz dasselbe, ob wir an ein Schicksal oder eine göttliche Fügung glauben? — Die Gegenfrage lautet: Ist es dasselbe, ob du in eisernen Ketten gefesselt, oder von einer warmen, lieben Vaterhand geführt wirst? — Das Schicksal wird als eine unpersönliche Macht gefühlt, gedacht, die jeden freien Willen bricht und nur das erbarmungslose „du musst“ gelten lässt. Die milde Vaterhand ergreifen wir freudig und sagen: wir wollen uns willig führen lassen, weil wir wissen, wir werden so geführt, wie es zu unsrem wahren inneren Heil und Frieden dient.

Dasselbe Erlebnis wird auf mich ganz anders wirken, wenn ich es als dunkles Verhängnis — oder wenn ich es als göttliche liebevolle Fügung annehme; das äussere Geschehen bleibt dasselbe, aber ich bin innerlich in beiden Fällen ein ganz anderer; in dem einen Falle grollend, murrend, vielleicht verzweifelnd, im anderen still ergeben, freudig mein Opfer bringend.

Und wo liegt die Entscheidung, ob ich an ein Schicksal oder an einen gnädigen liebevollen Vater glaube? Zuletzt im sittlichen Willen des Menschen. Beweisen mit mathematischen oder philosophischen Vernunftgründen lässt sich weder das eine, noch das andere. Der früher erwähnte Lucian von Samosata, der die Götter und die Philosophen und die Christen mit gleichem Spott überhäuft, sagt im grössten Augenblick seines Lebens (jeder Mensch hat einmal solch einen Moment!) im Hinblick auf die vielen einander widersprechenden Philosophen-Schulen seiner Zeit: „Ja, wenn es einen Schiedsrichter gäbe, der uns sagen könnte, was die Wahrheit ist.“

Nun, als diesen Schiedsrichter nehmen wir Jesum Christum an, den einzigen Reinen und Sündlosen, den einzigen, der über diese Erde gewandert, unerschüttert in seinem Glauben an seinen himmlischen Vater, in dessen Hände er sterbend die blutende, schmachtende Seele befahl. „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“ blieb seine Losung bis zum letzten Atemzuge.

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand; aber wie wäre der möglich ohne Liebe?“ Dies tiefsinnige Goethewort kann uns auch in bezug auf das Höchste gelten: Sich freiwillig in die Abhängigkeit von einem liebenden Vater zu stellen, ist der schönste und edelste Zustand, in dem eine menschliche Seele sich befinden kann.

Wer früher unter dem Schicksalsbanne des strengen Spinoza stand, der finde mit unserem Schiller den Weg von Spinoza zu jenem herrlichen Bekenntnis, das er in die drei Worte des Glaubens fasste, die er den drei Worten des Wahns gegenüberstellt:

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von aussen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Das sind die drei Worte: Freiheit, Tugend, Gott.

Wir haben eine innere Freiheit des edlen Wollens, und kein äusseres Geschehen kann sie zerbrechen, und wir können, wie Goethe uns zuruft, edel, hilfreich und gut sein und an ein höchstes Gut glauben, wenn wir auch dessen Wege oft nicht fassen und verstehen.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke. —
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke! —
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Dieser Glaube erhebt uns über alle scheinbaren Zufälligkeiten, macht uns stark, Schicksalsschläge zu tragen, weil wir in ihnen nur heilsame Notwendigkeiten sehen, durch die wir geläutert und stark hindurchschreiten mit ungebrochener Jugendkraft des Geistes.

Es hat ein allzu ängstlicher Gefühlvoller am Anbruch dieser Zeit geklagt, die alte gute Zeit für unser liebes Oesterreich sei nun vorüber für immer! Mag es sein, wir weinen ihr keine Träne nach; denn wäre die alte gute Zeit wirklich dahin, so muss die neue bessere Zeit kommen! Und durch wen? — Nun, durch uns und alle mit uns; denn alle sind berufen und auserwählt zugleich, sie heraufzuführen, und wer dieser Aufgabe sich entziehen wollte, wäre nicht wert, diese grösste aller Zeiten zu erleben! Jeder, wo Gott ihn gerade hingestellt, sei es auf dem Schlachtfelde, in der Schulstube, dem Krankenhause, oder in der Kinderstube, wo die Helden der Zukunft herangebildet werden, damit aus dem gefühlvollen „Zeitalter des Kindes“ ein stärkeres „Zeitalter der Helden“ uns heraufsteige — jeder an seiner Stelle ist berufen mitzuarbeiten, denn überall gilt es, Neues, Besseres zu schaffen! Wie herrlich haben sich auch die Frauen in diesen schweren Prüfungs- und Läuterungstagen bewährt. Den heimkehrenden Helden werden wir Ehrenpforten bauen und Kränze flechten aus den Blumen des kommenden Frühlings. An den Frauen soll Coriolans Wort wieder wahr werden: „Euch Frauen sollte man Tempel bauen“.

Und an der Erneuerung und Verjüngung unseres Volkes mitzuarbeiten in dem festen Vertrauen, dass diese Arbeit von Gott mit Erfolg gekrönt sein werde, das allein erhält lebensfreudig, stark und innerlich jung — denn heute darf niemand Zeit haben, alt zu sein. — Und in diesem hohen Sinne können und wollen wir alle das Gelübde ablegen: Jung waren wir, jung bleiben wir, bis wir zur ewigen Jugend gehen!

Erinnerungen an die Schlacht von Custoza 24. Juni 1866.

Zum fünfzigjährigen Gedächtnis.

Von Oberst v. Schwarzleitner-Domonkos, Graz.

Der Schreiber dieser Zeilen hat als junger Unterleutnant dem Infanterieregiment Nr. 66 angehört, das bei Custoza seine Feuertaufe erhielt. Er hat dort mitgekämpft und reichlich Blut vergossen, so möge es ihm gestattet sein, jene Erinnerungen noch einmal aufzufrischen.

Aus unseren letzten Garnisonen waren wir am 21. Juni aufgebrochen und Gewaltmärsche hatten uns schon am 23. Juni in die Nähe von Santa Lucia gebracht. Wo man hinausblickte, überall sah man marschierende oder lagernde Truppen. Die Konzentration der Armee war im Zuge.

Es folgte die letzte Rast. Alles wusste, dass der nächste Tag die Schlacht bringen werde, und wenn wir auch von einer Kriegserklärung keine Kenntnis hatten, die Vorrückung der italienischen Armee war doch bekannt geworden.

Bald hörte man fernen Kanonendonner. Noch leuchtete der helle, lange Sommertag. Die Gewehrpyramiden blinkten weithin im Abendglanz. Die Truppen wurden reichlich gespeist und ebenso reichlich mit Wein erquickt, aber Trinkwasser war kaum durch Kämpfe zu erlangen. Ein riesiger Brunnen war belagert, die Eimer flogen auf und nieder. Auch unser Regiment umringte die eine Seite, aber nur den stärksten Männern gelang es, einen Becher zu füllen; kaum hatte man ihn an den Lippen, als man auch schon unbarmherzig zurückgedrängt wurde und wieder alles vergoss.

Erzherzog Albrecht ritt durch das Lager. Alles rief ihm begeistert zu. Er überzeugte sich persönlich von der reichlichen Verpflegung der Armee und die Truppen dankten ihm laut und herzlich; dann spielten die Musikbanden frohe, heitere Weisen. Es wurde Abend — Gebetstunde und Zapfenstreich. Viele engere Freunde und Kameraden nahmen ruhig voneinander Abschied.

Unvergesslich blieb uns Oberleutnant Kirkovitsch, der sich schon 1859 das Verdienstkreuz erworben hatte. Aus dem fernen Banate stammend, war er ein feiner Wiener geworden, Verehrer des Burgschauspieles und eleganter Lebensführung. Da kam er in unser Regiment, trug zwar noch elegant geschnittene Röcke, aber aus Mannschaftstuch und ass die einfachste Kost, ohne je zu klagen. Auch er drückte mir die Hand und sagte mir Lebewohl.

„Morgen falle ich“, setzte er hinzu.

Die älteren Kameraden, die schon Kriegserfahrung besassen, legten sich bald zur Ruhe, um ihre Kräfte zu schonen. Freund Wessely teilte mit mir grossmütig einen teuer erkauften Strohsack. Das weiche Maisstroh umgab uns wie ein Federbett. Allmählich wurde Ruhe. Viele Rufe hörte man noch von Träumenden, ferne Wachrufe — dann schliefen wir.

Doch was war das — Kanonendonner? Nein, es prasselte heftiger Regen hernieder. Alles flüchtet und sucht sich zu decken. Noch einmal Ruhe.

Und wieder dauert es nicht lange, schon schmettern die Hörner die Tagwache. Nun ertönt auch das so oft gehörte, heute aber besonders tief ergreifende „Gebet vor der Schlacht“.

Mit ernster Miene befolgt die Mannschaft das Kommando zum „Laden“ und alsbald geht es hinaus in den grauenden Morgen. Wie müde war man noch! Noch folgten wir den Strassen, aber da war es schwer, ohne Stockung weiterzukommen. Bei jeder Rast lehnte man an den Schotterhaufen der Chaussee und wie oft schlief auch ich kurze Minuten, die Füsse im Strassengraben.

Endlos erschien uns der bisherige Marsch. Da ertönten die Kommandorufe, die uns in die Gefechtsform brachten, wir schwenkten in das Hügelgelände ein und kaum waren die ersten Kanonenschüsse gefallen, als auch schon ein „Vorwärts“ in allen Sprachen erscholl. — Die Schlacht begann.

Atemlos stürmten wir die Hügelreihen hinan, noch duckte sich mancher junge Soldat, wenn eine Granate über uns hinflog oder platzte, aber da es noch keine Verwundeten gab, legte sich bald alle Scheu. Wie bedauerte ich, Freund Wesselys Beispiel nicht gefolgt zu haben, als er schon vor Tagen seinen Säbel schleifen liess. Denn wir Offiziere mussten in noch schärferem Laufe der Mannschaft voraus eilen, um die schweren Rebenranken, die zwischen den Maulbeerbaumreihen hingen, zu durchhauen.

Unablässig ertönte „Vorwärts“, „*Elöre*“, „*Na predek*“, „Noch einmal hinauf!“

Jetzt haben wir den Feind erreicht. Da vor uns liegt Casa Cavalchina. Die nächsten Ereignisse spielten sich mit einer solchen Raschheit ab, dass ich heute in meinem Gedächtnisse vergeblich nach einem bestimmten Zeitmasse dafür suche. Es kann gegen 9 Uhr vormittags gewesen sein.

Heftiges Gewehrfeuer von beiden Seiten übertönte alles andere, unser Hauptmann und Divisionskommandant fiel vom Pferde, eine Kugel hatte seine Stirne durchbohrt. Auch andere Offiziere fielen.

Das Regiment leistete hier Unglaubliches und bald drangen wir in den Hof von C. Cavalchina. Ringsherum lagen stöhnende Soldaten mit oft fürchterlichen Wunden. Beim Brunnen hockte erschöpfte Mannschaft. Der Hauptmann der Nachbarkompagnie wurde eben gelabt, alles war durcheinander geworfen. Ein Leutnant hielt zwei entwaffnete italienische Soldaten fest, die er zu Gefangenen gemacht hatte. Gleich klagten sie auch mir, dass sie seit ihrer Einschiffung in Neapel und auch auf den Landmärschen von Genua hieher kaum die nötigste Menge von Reis erhalten hätten. Sie waren wirklich erbärmlich anzusehen. Wie aber der Zufall oft so eigentümlich spielt, derselbe Leutnant besuchte mich nach Wochen im Spital zu Verona. Er war aus Fenestrelle zurückgekehrt nach Auswechslung der Kriegsgefangenen.

Nach ganz kurzer Pause ralliierten wir uns vor dem Gehöfte. Oberleutnant Zitterer befehligte die Kompagnie und alsbald ertönte das Aviso: „Vierter Zug in die Kette.“ Das ging mich an. In der Richtung auf Palazzo Baffi entwickelten wir uns und gingen neuerlich gegen den Feind, kaum gedeckt von spärlichen Maisstauden, die von den Geschossen zerfetzt waren. Ich könnte den Gemeinplatz „mutig“ einfügen, lasse aber lieber rasch folgen, was die nächsten Minuten brachten.

An der Ecke des Gehöftes rief mich Hauptmann v. Schiller an, der am Flügel seines Bataillons stand: „Was wollen Sie denn da gegen diese“ und deutete auf die feindlichen Grenadiere, die, vielleicht ein Bataillon stark, unaufhörlich auf uns schossen. Ihre Stellung fortwährend wechselnd, sprangen sie lebhaft hin und her.

Ich erkannte nur zu gut, dass ich mit meinem Zuge, von dem schon einige getroffen niedergesunken waren, nicht weit kommen würde. Durch die vorhergegangenen feuchten Freilager heiser, keines lauten Wortes mehr mächtig, wies ich mit der Hand auf das Gros der Kompagnie, die ich zu decken hatte.

Man spricht und liest vom Kugelregen. Ein Gewitter mit Hagelschlossen sucht im freien Felde oft seine Opfer und es knattert unheimlich. Den Kugeln geht man entgegen, man hört die einzelnen durch die Luft sausen, ein eigenartiges Geräusch macht aber dann ihre Menge. Es knallt der Schuss, aber die freigewordenen Projektile knattern weniger, sie pfeifen und „scheppern“, wie die Mundart sagt.

Da denkt man nicht viel. Der Kriegsgewohnte nimmt wohl auch einen Schluck aus der Feldflasche. Als ich die beweglichen Figuren der Grenadiere kaum hunderte Schritte vor mir sah, dachte ich auch nicht an Tod und Gefahr. Unwillkürlich fiel mir das letzte Pantomimentheater in Mantua ein, das in seinen Brigantenkämpfen

das heutige Schauspiel trefflich und getreu zur Darstellung gebracht hatte. So darf ich wohl sagen, ich ging „ruhig“ vorwärts.

Aber schon hatte man von der Truppe her unser Vorgehen als ganz zwecklos erkannt und es ertönte das Signal „zurück“.

Wir wendeten uns, aber ich hatte keine Zeit mehr, neue Bilder zu erfassen, ein fürchterlicher Schlag auf das Beckenbein machte mich wanken. Noch rufe ich dem Manne neben mir zu, warum er denn sein Gewehr nicht vorsichtiger geschwenkt hätte, da ich wähnte, er habe mich mit dem Gewehrkolben getroffen; da sprang mein Bruder, der in der 18. Kompagnie in der Nähe stand, auf mich zu und hielt mich aufrecht. Er war als siebzehnjähriger Jüngling bei Ausbruch des Krieges freiwillig ins Regiment getreten. Im Keller von C. Cavalchina, wohin mich mein Bruder führte, erholte ich mich bald wieder aus der halben Bewusstlosigkeit, in die mich nicht nur der Schmerz des Schlages, sondern auch die sengende Hitze, in der wir trotzdem die vorgeschriebenen Mäntel trugen, versetzt hatte.

Mein Bruder sah nach dem Verlauf des Gefechtes und wir erkannten, dass unser Regiment abgezogen sei und sich nur wenige Versprengte hier befänden. Mit diesen verteidigte Oberleutnant Zitterer das Haus. Er war in der Küche des Erdgeschosses. Im oberen Stockwerk aber befand sich eine Zahl italienischer Offiziere, die er eingeschlossen hielt. Ich verliess den Keller und stellte mich Zitterer zur Verfügung.

Ein Feldwebel unterwies gerade die wenigen Mann, die in der Küche Raum gefunden hatten, wie sie durch die Oberlichten der Türe auf die Bersaglieri schiessen sollten, die über die Umfassungsmauer des Hofes hereinzusteigen versuchten.

Unfähig zu stehen, setzte ich mich auf den breiten Küchentisch. Da sah ich nun selbst die Bersaglieri mit Katzenbehendigkeit sich auf die hohe Mauer schwingen und gleich darauf schlugen zwei Kugeln neben mir in die Tischplatte. Das war ungemütlich. Auch den andern, sie riefen mir zu aufzustehen. Ich tat es — aber was war das? Der halbe Tisch war voll Blut — ich greife nach meinem Mantel, er ist nass und warm vom rinnenden Blute.

Ich war also, ohne es zu ahnen, schon verwundet. Der schreckliche Schlag, den ich draussen erhalten hatte, war das Aufschlagen der Kugel auf den Knochen, ihr Eindringen durch das Fleisch hatte ich gar nicht verspürt.

Nun leistete mein Bruder wieder Hilfe, man brachte mich in ein Wohnzimmer, wo auf dem breiten italienischen Bette schon zwei verwundete Offiziere anderer Regimenter lagen und dort erhielt ich den ersten Notverband durch ein zerrissenes Leintuch; die unaufhörlich rinnende Blutung wurde gestillt. Neben mir litt Oberleutnant Amtmann entsetzliche Schmerzen. Nach zehn Jahren führte mich der Zufall mit ihm wieder zusammen und erst da erfuhr er von mir, wie unser gemeinsames Schmerzenlager in der Schlacht geheissen hatte, und dass ich sein Nachbar dort gewesen war. Der andere junge Offizier hatte zwar vier Wunden, war aber besser daran; denn die Kugel hatte ihn gerade im Ausschreiten getroffen, so dass sie in die Oberschenkel zwei Kanäle bohrte.

Nach Abzug unseres Regimentes hatten einige Granaten mit fürchterlichem Krachen in das Nebenzimmer eingeschlagen. Wir lagen hilflos auf dem Bette und konnten uns nicht rühren. Gegen Abend fand mich unser Oberarzt und ich erhielt den ersten regelrechten Verband. Dann kam der Sanitätswagen.

Die Schlacht war zu Ende; unsere Truppen waren längst wieder über C. Cavalchina vorgegangen. Statt des Kanonendonners hörte man lautes, fröhliches Treiben, Jubelrufe begrüssten den siegreichen Erzherzog, während wir langsam nach dem Bahnhofe Sona Campagna fuhren. Auch hier herrschte noch keine Ruhe; denn Tausende von Verwundeten lagen umher. Ins Gras gebettet, harrten wir der Einwaggonierung. Ich schlief erschöpft ein, Säbel und ein Schuh wurden mir gestohlen. Noch im Traume hörte ich den Lärm der Umgebung. Dann kam ich daran. Kaum im Waggon, versank ich von neuem in einen Schlaf tiefster Erschöpfung, aus dem ich erst durch laute, schreiende Stimmen in meiner Nähe zum Bewusstsein kam. *„Lasciatelo, è già morto“* riefen diese durcheinander. Jetzt wurde ich erst ganz wach und rief *„no, no, non è morto“*. Im Morgengrauen wurde ich ins Militärspital Santo Spirito in Verona getragen.

Noch in Casa Cavalchina erzählte mir mein Bruder die Vorgänge nach meiner Verwundung. Als Oberleutnant Zitterer in Casa Cavalchina eingedrungen war, wurde er von jenen dort zurückgebliebenen Bersaglieri-Offizieren aufgefordert, sich zu ergeben. Er tat es nicht, und gleichzeitig stürzte ein Gefreiter einer fremden Kompagnie mit dem Rufe: „nix *perdono*, wir kommen schon“, den Zuzug weiterer Mannschaft meldend, in den Hof. Die italienischen Offiziere flüchteten da in den ersten Stock, als Zitterer ihnen nachfolgte, schossen sie auf ihn. Ein Schuss ging knapp an seinen Augen vorüber und verletzte ihn. Er beachtete es nicht und schritt nun zu jener Verteidigung, an der auch ich noch teilgenommen hatte. Den braven Gefreiten konnte man nicht wieder finden.

Ueberhaupt war der Wert unserer Mannschaft erst spät erkannt worden. Die jungen Soldaten, die der kaum ältere Leutnant mit *„Synku“* (Söhnchen) ansprach, waren ein gutes und dankbares Material.

Dann erfuhr ich auch von dem tragischen Schicksal des Oberleutnants Kirkovitsch, das er vorausgesagt hatte. Als sich seine Abteilung dem Feinde näherte, sprang er aus Reih und Glied vor, lief auf den feindlichen Kommandanten zu und wollte ihn vom Pferde reissen. Die diesem zu Hilfe eilenden Soldaten stachen den kühnen Angreifer nieder. Nach seinem Tode wurde er dekoriert.

Uebergehen wir andere traurige Erinnerungen! Die Geschichte des Feldzuges bestätigte uns später jene Einzelereignisse, die uns damals als unberechenbare, böse Zufälle erschienen. Der staffelförmige Aufmarsch unseres Korps hatte gerade unser Regiment zu weit in den Feind hineingeführt und jenen bösen Erfahrungen ausgesetzt. Aber der Sieg war unser!

Ich könnte schon hier von dem klassischen Boden Italiens Abschied nehmen, den ich nicht mehr betreten sollte; denn ich verliess ihn auf — der Tragbahre. Nicht um mich mit meinen Leiden zu brüsten, sondern um anderer dankbar zu gedenken, sei ein Wort über meinen mehr als ein Vierteljahr dauernden Aufenthalt im Spitale zu Verona gestattet.

Einer der ersten Besuche, der uns im Spitale beehrte, war der Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht gewesen. Fast jeden von uns sprach er gütig an, mich tröstete er mit einem leichten Scherzworte. Meine Wunde war noch kaum untersucht worden, der Sitz der Kugel war nicht zu fühlen. Da kamen die traurigsten Tage.

Von allen Leidenden und Sterbenden blieb mir Oberleutnant Halberstadt, aus Kurhessen gebürtig, in wärmster Erinnerung. Ein Bein wurde ihm amputiert. In der Narkose wähnte er sich noch im Schlachtgewühl und rief in italienischer Sprache immer wieder: *„Viva Francesco Giuseppe!“* Schon nach kurzem merkte man die Unwahrscheinlichkeit der Heilung. Da verlangte er nochmals operiert zu werden. Es war zu spät. Ehre seinem Andenken!

Nach neuen Nachrichten, insbesondere vom nördlichen Kriegsschauplatze, verlangte man unablässig. Am 3. Juli kam der Spitalsoffizier und verkündete nicht ungünstige Berichte von Königgrätz. Aber schon abends und am nächsten Morgen war die Niedergeschlagenheit allgemein.

Ich lag im Wundfieber, mein Diener, ein braver Ungar, verbrachte viele Nächte neben mir auf dem blanken Fussboden, um mir aufopfernd beizustehen.

Und wieder kam der Spitalsoffizier, diesmal mit einem Schriftstücke des Regimentes. Ich sollte ein Zeugnis abgeben für Oberleutnant Zitterer, der für seine Verteidigung von Casa Cavalchina um den Maria Theresia-Orden eingekommen war. Diese hohe Auszeichnung erhielt er zwar nicht, aber doch den Orden der Eisernen Krone mit der Kriegsdekoration und wurde Ritter von Casa Cavalchina. Er war ein fester und reiner Charakter und starb erst vor einigen Jahren als Major des Ruhestandes nach bereits überschrittenem achtzigsten Lebensjahre.

In jenen Tagen suchten die Aerzte nochmals nach dem Sitze der mir in den Leib gedrungenen Kugel. Man fühlte sie so undeutlich, dass eine Operation aufgeschoben werden musste. Professor Pitha und ein Schweizer Operateur, dessen Namen ich leider nicht wusste, bemühten sich vergeblich um mich. Bei einer folgenden Nachmittagsvisite, die ein junger Oberarzt abhielt, fühlte dieser den Sitz der Kugel bei der Untersuchung. Ohne irgend eine Vorbereitung, ohne Narkose, machte er zwei tiefe Einschnitte, löste die Kugel vom Knochen los und zog sie heraus.

Eine Barmherzige Schwester hatte mir die Hände gehalten, seufzend liess sie diese jetzt los, denn ich hatte sie gar zu arg und fest gedrückt. Sie verzieh mir lachend und war immer von grösster Sorgfalt und Hilfsbereitschaft für uns alle, gleich ihren anderen Mitschwestern. — Dr. Lányi von Maglod, der damalige Oberarzt, wurde später Leibchirurg Seiner Majestät des Kaisers. Als Generalstabsarzt des Ruhestandes gehörte er zu den regelmässigen Besteigern des Grazer Schlossberges. Aufrichtig freue ich mich stets, wenn ich ihm in der Stadt begegne.

Auch vieler anderer freundlicher Helfer erinnere ich mich dankbar. Ihre Aufgabe war, besonders in den ersten Wochen, schwer. Erst als die Heimsendung vieler Verwundeter eintreten konnte, Genesende das Spital verliessen, atmeten auch die Aerzte auf.

Regimentsarzt Dr. Podrazky behandelte eine Zeit lang unsere Abteilung. Ich war nicht nur aufgelegen, an der Einschnittswunde zeigte sich auch der Brand, so wurde ich isoliert. — Später, als er das Spital verliess, nahm er überall freundlich Abschied, kam auch in mein Zimmer und staunte nicht wenig, mich am Leben zu finden.

Als Generalstabsarzt und Chef des ärztlichen Korps sah ich ihn nach vielen Jahren in einem schönen Winkel Niederösterreichs wieder.

Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen begonnen und Venetien wurde den Italienern abgetreten. Jetzt wurde auch das Festungsviereck geräumt. Unser Militär verliess Verona, wir zurückgebliebenen Kranken, kaum noch transportfähig, mussten folgen.

Am 13. Oktober traf mein Bruder aus der neuen Garnison unseres Regimentes in Südtirol bei mir ein, um mich in unser Elternhaus nach Ungarn zu bringen.

Eine lange Fahrt stand uns bevor. Früh morgens trug man mich auf der Tragbahre durch die Strassen Veronas, wo schon das regste Leben herrschte. In allen Gassen, an allen Ecken las man die Worte *„Viva Verdi“* in grossen Buchstaben. Bekanntlich war des Tonkünstlers Name die Abkürzung für: *„Vittorio Emanuele, Re d'Italia“*.

Auf dem Bahnhofe erhielten wir zwar einen Waggon für uns, der aber leider die Spuren der vorigen Insassen noch deutlich aufwies. Er hatte einem Viehtransporte gedient. Langsam ging der Zug durch die weite Ebene, die wir auf unseren Märschen so gründlich kennen gelernt hatten, aus der Ferne grüssten uns die heimatlichen Alpen; an den herrlichen Hügeln der Berici fuhren wir vorüber. Aber die Tagliamentobrücke konnte bei Nacht noch nicht befahren werden, so mussten wir auf dem Bahnhofe von Udine nächtigen.

Kaum erhielt der italienische Inspektionsoffizier Kenntnis von unserer Ankunft, als er mich auch schon begrüsste und dem Stadtkommandanten Meldung schickte. Ein Sizilianer von Geburt, hatte auch er bei Custoza gekämpft, und bewirtete uns mit vortrefflichem Marsala aus seiner Heimat. Wir konnten nun auch friedfertig politisieren.

Hatte noch der Armeebefehl des Erzherzogs Albrecht die Bestrebungen der Italiener, ihr Reich bis an den Brenner und Karst auszudehnen, zurückgewiesen, jetzt, nach der Niederlage Garibaldis, verlangten die Offiziere hier nur die Grenze des Idrio und Isonzo und hätten uns gerne mit den Donaufürstentümern entschädigt.

Indessen kam auf Befehl des kommandierenden Generals aus der Stadt ein italienischer Regimentsarzt und bot mir seine Hilfe an. Nicht lange danach erschien auch ein sehr eleganter, junger Offizier, der Adjutant des Generals, der auf dessen Befehl mir seine Karte überreichte, nach meinen Wünschen fragend. Es war der „Conte del Maino“, dessen Name nach Jahren durch den abessynischen Feldzug weithin bekannt wurde.

Nach sechstägiger Reise war ich endlich im Vaterhause geborgen. Meine Wunde schloss sich erst nach einem Jahre.

(„Danzers Armeezeitung.“)



Die Polenlegion.

Wir haben eine hochinteressante Artikelserie über Entstehung, Wesen und Geschichte der Polenlegion erworben, die nach Beendigung des Abdruckes der „Geschichte des Wawel" zu erscheinen beginnen wird. Der Verfasser ist selbst Mitglied der Legion und gilt als einer der besten Kenner ihres Wesens.

Das „Waldland" Wolhynien.

Das Waldland, das jetzt wieder der Schauplatz schwerer Kämpfe geworden ist, trägt seinen Namen mit vollem Recht. Denn fast ein Drittel dieses unabsehbaren Gebiets ist mit Wäldern bedeckt, die an vielen Orten noch etwas Urweltliches an sich tragen; kaum eine zweite Waldgegend erreicht die Dichtigkeit und den Reichtum dieser meilenweiten Forsten. Infolge des reichen Waldbestandes hat in Wolhynien frühzeitig der Handel mit Brenn- und Bauholz grossen Umfang angenommen; er bildet einen der Haupterwerbszweige der Bevölkerung. Auf geschickt gebauten Fuhrwerken oder, in wasserreichen Gegenden, auf Flössen werden die gewaltigen Holzmengen in die Sägereien oder an die Eisenbahnstationen befördert und von hier nach den grossen Städten verfrachtet. Mittelpunkte des Holzhandels sind Rowno und Shitomir. Der waldreiche Boden Wolhyniens dient den Bewohnern als sehr ergiebiges Ackerland. Fast 40 Prozent des gesamten Verwaltungsbereichs sind mit Getreide und anderen Kulturen bebaut. Dazu kommt noch etwa halb so viel an Wiesen und Weideplätzen, hauptsächlich im Norden, wo das Wasser des Pripet und seiner vielen schlammigen Nebenflüsse jährlich grosse Ueberschwemmungen verursacht. Wolhynien, das schon in den ältesten Zeiten zu der russischen Geschichte in Beziehungen tritt, scheidet sich nach seiner Bodenbeschaffenheit deutlich in zwei Teile, in die nördliche, endlos erscheinende Ebene mit dem Wassernetz des Pripet und das südliche, eigentliche Kernland, in das die Ausläufe der galizischen und podolischen Hügelzüger allmählich abflachen, und die den Rokitnosümpfen zustrebenden Flüsse entsenden.

Diese geographische Scheidung gibt sich auch in der Geschichte des Landes sehr deutlich kund. Der südliche Teil ist der historisch bei weitem interessantere. Im Norden wären schon wegen der vielen Steppen und Moräste grössere dauernde Ansiedelungen nicht möglich gewesen, während der klimatisch günstigere Süden schon die frühesten Nomadenvölker zu längerem Verweilen einlud. Hier sind auch die grösseren Städte entstanden, die zum Teil auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken können. Sehr alten Ursprungs ist Wladimir Wolynskij an der Luga, einem Zufluss des Bug. Sie muss einmal ein Kernpunkt slawischer Kultur gewesen sein, ist dann aber im Laufe der Zeiten von Mongolen, Tataren und Kosaken wiederholt in Asche gelegt worden und infolgedessen wirtschaftlich gesunken. Ebenso reich an historischen Erinnerungen wie Wladimir ist das südöstlich davon gelegene Kremenez im äusseren Pripetgebiet. Kremenez war eine Feste, die auch dem stärksten Feinde Trotz zu bieten wagte. Kremenez war der Ausgang der ukrainischen Bewegung, die dem Zarentum von jeher ein Dorn im Auge gewesen ist. Nach der politischen Umwälzung von 1832 wurde die höhere Schule von Kremenez, wo die Freiheitsideen den besten Nährboden gefunden hatten, nach Kiew verlegt; die Bestrebungen zur Loslösung der Ukraine vom russischen Reich wurden seither mit allen Mitteln unterdrückt. Am Gerin, einem Nebenfluss der Pripet, liegt Ostrog, früher Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums und ein Herd slawischer Kunst und Wissenschaft. In Ostrog wurde die erste kleinrussische Unterrichtsanstalt gegründet; sie wurde später von den Jesuiten übernommen. Mit dem Namen Ostrog verknüpft sich ferner die erste slawische Bibelübersetzung, die 1581 hier zur Ausgabe gelangte. Zu erwähnen wäre noch das vielgenannte wolhynische Festungsdreieck: Dubno, Luck, Rowno. Dubno, das auf drei Seiten von der Ikwa umflossen wird, ist an sich eine wenig bedeutende, grösstenteils von Juden bewohnte Stadt. Luck am Styr war ehemals Hauptstadt eines wolhynischen Fürstentums. Auf einem Kongress versammelten sich hier im Jahre 1429 die osteuropäischen Fürsten zu gemeinsamer Beratung. Die dritte befestigte Stadt, Rowno, hat auch nur als Festung besondere Geltung.

Theater, Literatur und Kunst.

Opernaufführungen im Stadttheater. Heute findet die Eröffnungsvorstellung der Krakauer Operngesellschaft statt, die ihre Saison mit „Halka" mit Frau Marya Pilarz-Mokrzycka, Primadonna der Warschauer Oper, beginnt. Die Gastspiele der Operngesellschaft versprechen einen glänzenden Erfolg. Für die heutige Vorstellung sind bereits fast alle Sitze ausverkauft. Morgen bringt die Oper mit eigenen Kräften das herrliche Werk Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" zur Aufführung, das, im letzten Winter durch den Opernverein aufgeführt, den Veranstaltern und Darstellern die grösste Anerkennung gebracht hatte. Jetzt wird „Hoffmanns Erzählungen mit dem grössten Aufwand herausgebracht und die Teilname der bestbekannten Künstler verspricht eine erstklassige Aufführung. Die Hauptpartien sind in den Händen der Damen: J. Krzyształowicz (Olympia), H. Łowczyńska (Giulette, Antonie), J. Nowakowska (Niclas), W. Jastrzębska (Stimme der Mutter), sowie der Herren: Al. Rawicz (Hoffmann), H. Zathey (Sindorf, Copelins), A. Isakowicz (Herman, Crespel), K. Kowalski (Schlemihl). — Im Orchester spielen als Konzertmeister die Herren: K. Wierzuchowski, W. Sysek, A. Wroński, J. Gablenz und W. Stępiński.

Vom Volkstheater. Die für Sonntag den 25. ds. bereits angekündigte Festvorstellung zur Feier des 70. Geburtstages von Heinrich Sienkiewicz beginnt um 8 Uhr abends. Das verstärkte Orchester des Volkstheaters wird die As-Dur-Polonäse von Chopin spielen, worauf Dr. T. Konczyński einen Prolog sprechen wird. Das Künstlerensemble wird das Stück „Mit Feuer und Schwert" in nachstehenden sechs Bildern aufführen: 1. Ausbruch des Kosakenaufruhrs; 2. Die Beratung beim Chmielnicki; 3. Die Entführung der Helena; 4. Helena in der Gefangenschaft; 5. Nachrichten aus Zbaraż; 6. Der König als Heiratsvermittler.

Schlussproduktion des Krakauer Musikinstitutes. Die unter der bewährten Leitung der bekannten Pianistin und Musikpädagogin Frau Klara Czop-Umlauf stehende Lehranstalt für Musik hatte an zwei Abenden Gelegenheit, ihre vorzüglichen Resultate der Oeffentlichkeit vorzuführen. Die glänzenden Leistungen der Schüler zeigen durchwegs die gediegene Qualität und den hohen künstlerischen Ernst der erstklassigen Lehrkräfte. Bewiesen schon die Klassen Raczyński und Kaufmann mit ihren Darbietungen, welch solide und tüchtige Arbeit der Lehrtätigkeit zugrunde liegt, so rechtfertigen die weiter fortgeschrittenen Schüler mit ihrem Können den guten Ruf des Institutes. Die sorgfältig ausgewählte, überaus interessante Vortragsordnung wurde in höchst anerkennenswerter Weise zu Gehör gebracht und sämtliche der vortragenden Schüler wurden mit schmeichelhaftem Beifalle ausgezeichnet. Lehrende und Lernende dürfen sich eines vollen Erfolges erfreuen. Besonders zu erwähnen wäre Chopins As-Dur-Walzer, St. Saëns G-Moll- und Kreutzers Violinkonzert, sowie eine Arie aus „Prophet" und „Carmen"; tadelloser Anschlag, richtige Pedalbehandlung, Technik, schöne Bogenführung, ganz vorzügliche Stimmbildung und geschmackvoller Vortrag müssen mit Recht gelobt werden und geben ein ehrendes Zeugnis von der ausgezeichneten Tätigkeit der Lehrkräfte Kl. Czop-Umlauf, J. Warmuth und St. Giebultowski. Infolge des grossen Zuspruches mussten sehr viele Besucher abgewiesen werden, es wird daher das Konzert im Laufe der nächsten Tage zugunsten eines wohltätigen Zweckes wiederholt; Zeit und Ort werden noch bekanntgegeben.
A. A.

Theater und Konzerte in Kielce. „Eva" im Polnischen Theater. Im hiesigen Stadttheater ist „Eva" dreimal aufgeführt worden. Lehar in Kielce! Die Operettenprimadonna Frau Barwińska entzückte die Hörer durch ihre Sangeskunst. Frau Barwińska wurde als „Eva" mit Beifall überschüttet und erhielt Blumenspenden. Die Musik der Kapelle eines k. u. k. Inft.-Regt. war ausgezeichnet. Die Kapelle, die sich in Kielce des besten Rufes erfreut, hat schon einige Sinfoniekonzerte veranstaltet, denen allgemein das grösste Interesse entgegengebracht wurde. Wie wir vernehmen, wird in Kürze eine Wiedergabe der „Polnischen Lieder" stattfinden.
Dr. F.

Aus dem Musikinstitut (St. Annagasse 2). Die Einschreibungen für die Ferialkurse werden von der Kanzlei des Institutes von 11 bis 1 Uhr und von 4 bis 6 Uhr täglich vorgenommen.

Schreibleselibel „Kinderwelt" von K. Pfeiffenberger. Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim (Baden). 65 Pfennig. — Ich habe während des einen Jahres, welches ich als Oekonomieoffizier im Spitale verbrachte, bei meinen täglichen Besuchen in den Krankenzimmern immer wieder aufs neue physische Schmerzen erlitten, wenn ich Verwundete und Kranke sah, die die Briefe ihrer Lieben nicht selbst lesen und nicht selbst beantworten konnten, weil ihnen die Gabe des Lesens und Schreibens nicht zu eigen war. Wohl nie und nirgends war es trauriger, die Folgen der Analphabetie zu sehen. Seit dieser Zeit befasse ich mich mit der Prüfung von Fibeln, wie weit sie geeignet wären, auch von Erwachsenen benützt zu werden. Da verdient denn die vorliegende wirkliches Lob. Ein gutes Schulbuch in Wort, Schrift und Bild. Namentlich letzteres fällt für den Zweck, bei Erwachsenen niedegerer Bildungsstufen Freude am Lernen zu erwecken, stark ins Gewicht. Der billige Preis von 65 Pfennig trotz reichen Inhaltes macht das Werkchen noch empfehlenswerter.
E. E.

Schritt für Schritt, Roman von Otto Flake, Verlag S. Fischer, Berlin. — Dieser Erstlingsroman des inzwischen durch eine Anzahl gediegener Werke bekannt gewordenen Autors verdient zweifellos in neuer Ausgabe dem Publikum vorgelegt zu werden. Mit einer höchste technische Meisterschaft und tiefstes seelisches Erleben verratenden Gestaltungskraft wird hier die äussere Handlung, in der man zwei Menschen „Schritt für Schritt" bis zu völligen seelischen Harmonie einander nahekommen sieht, zur Folie einer tiefgründigen Psychologie des Liebeslebens gemacht, die es inhaltlich mit jeder wissenschaftlichen Darstellung dieses Themas aufnehmen kann, dabei aber doch der mannigfachen dichterischen Reize nicht entbehrt. Die bei aller künstlerischen Idealisierung ungeschminkte und offene Sprache macht das Buch, von dem unreife Leser die Hand lassen sollten, zu einer äusserst genuss- und lehrreichen Lektüre für jeden den menschlichen Dingen unbefangen ins Auge blickenden Kulturmenschen.
c. r.

Bibliothek des Ostens, herausg. von Prof. Dr. Wilh. Kosch. 2. Band: Bulgarien, Land und Leute, von Prof. Dr. Karl Kassner, Leipzig 1916. (Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.) 136 S. M. 1·50. — Das vorliegende Buch, das der Feder des bekannten Bulgarienforschers entstammt, gibt eine überaus klare und gründliche Uebersicht der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Bulgariens. Prof. Kassner, der in einigen Artikeln die Niederschlags- und Temperaturverhältnisse Bulgariens, wie auch das Land selbst auf Grund eigener Reisen (vgl. *Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde*, Berlin 1906) beschrieben hatte, unternahm es, sich der Aufgabe und Aufforderung des Herrn Herausgebers und Verlegers zu unterziehen und für die sehr nützliche „Bibliothek des Ostens" einen Band Bulgarien zu schreiben. Seit dem vergriffenen Werk von Jireček (*Das Fürstentum Bulgarien*, Wien 1891) haben wir kein zusammenfassendes Buch über Bulgarien. Dass sich so manches in diesem Lande seit dem Jahre 1891 geändert hatte, ist selbstverständlich. Prof. Kassner hat, wie er in der Vorrede schreibt, zwölfmal das Land in den letzten sechzehn Jahren kreuz und quer nach allen Richtungen durchreist, geführt und geleitet von seinem Freunde Dr. Ischirkoff, dem Professor für Geographie an der Universität Sofia. Ausser den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen hat der Verfasser die Arbeiten der besten Kenner Bulgariens, sowohl bulgarischer wie ausländischer Abstammung, und die amtlichen statistischen Nachweise herangezogen. Wir finden in seinem lebendig geschriebenen Buche eine zusammenhängende Darstellung des Landes nach Oberfläche, Tier- und Pflanzenwelt, Bodenschätzen und Klima. In sechs Kapiteln entrollt der Verfasser ein sachliches Bild von Land und Leuten: die Vergangenheit der Bulgaren; das Land; die Bevölkerung; Stadt, Kirche und Schule; Landschaftskunde; Landwirtschaft, Industrie und Handel. Eine ausgewählte Bibliographie und sechzehn Bilder schliessen diesen sehr interessanten Band, den man als den besten Wegweiser über die tatsächlichen Verhältnisse in Bulgarien empfehlen kann.
thr.

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 24 ihres zwölften Jahrgangs: Das sterbende Land von Hermann Friedemann; Von der Politik von Hans Natonek; Die Junker von Cienfuegos; Lesefrüchte; René Schickele von Martin Sommer-

feld; Lingner von Kurt E. Weisse; Die Trennen von Alfred Polgar; Juni-Belustigungen von S. J.; Kirchgang von Paul Zech; Teuerung und Valuta von Vindex; Antworten. — Die Schaubühne erscheint wöchentlich und kostet: 40 Pf. die Nummer, 3.50 Mark vierteljährlich, 12 Mark jährlich. Probenummern gratis und franko durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie durch den Verlag der Schaubühne, Charlottenburg, Dernburgstrasse 25. Der Verlag ist auch bereit, neuen Interessenten auf Wunsch die Schaubühne einen Monat lang zur Probe gratis und franko zu liefern.

„Die Schulbank der Liebe." Von Rudolf Hirschberg-Jura. Wiking-Bücher, Bd. 18. (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mark. — Ein Lächeln schaut hinter jeder Zeile dieses liebenswürdigen Buches hervor, ein Lächeln, das auch dann nicht verletzt, wenn es spöttisch wird. Denn der heiteren Ueberlegenheit gesellt sich stets ein warmherziges Mitgefühl für all das Sehnen und Streben nach wahrem oder vermeintlichem Glück. Ein Volksschullehrer-Roman ist es und ein Liebesroman dazu. Mit köstlichem Humor ist das „Ueber sich selbst heraus wollen", gerade der Tüchtigsten dieses emporstrebenden Berufs, geschildert und mit wehmütig liebevollem Verstehen das rührend ungeschickte „zu einander vorbei gehen" der beiden Liebesleutchen. Denen will eine übereilte Heirat nicht sogleich das Glück bringen, auf das sie doch ihr gutes Recht zu haben glauben. Die Liebe ist eine unerbittliche Schulmeisterin eigenwilliger Herzen, auch auf ihrer Schulbank lernt man nie aus. Doch wird der Leser mit der Gewissheit entlassen, dass die Lehrlinge des Glückes gute Fortschritte gemacht und alle Aussicht haben, in eine höhere Klasse der Herzensfreude versetzt zu werden.

„In der Westentasche." G. Danners Theaterverlag, Mühlhausen i. Th. Jedes Bändchen 30 Pfennige. Diese vorzügliche Sammlung in kleinstem Format vereinigt eine Reihe ganz vorzüglicher Werkchen, die in allen Kreisen ihre Leser finden werden. Die soeben erschienenen Bändchen enthalten: Band 25: 225 Schüttelreime in Ernst und Scherz; Band 26: „Zum Kopfzerbrechen", Scharfsinn und Denkkraft erfordernde Aufgaben; Band 27: „Müller und Schulze im Schützengraben", Feldgraue Scherzfragen. Speziell diese drei Bändchen sind famose Lektüre fürs Feld und werden unseren Kriegern nicht nur Spass, sondern auch Stunden der Anregung und des Nachdenkens bereiten.

SPORT.

Der akademische Sportverein in Krakau hat seine Rudersaison eröffnet. Jene Herren Offiziere, die diesem schönen Sport nachzugehen wünschen, mögen ihre Adresse der Militär-Badeanstalt, Park Krakowski, zu Handen des Zugsführers Rudy bekanntgeben.

Vor einem Jahre.

25. Juni. Zwischen Halicz und Zurawno dauern die Kämpfe am Dnjestr fort. — Chodorow wurde genommen. — Andauernde Kämpfe bei Souchez und auf den Maashöhen bei Tranchée. — Bei Seddil-Bahr und Ari Burnu unveränderte Lage. — Skutari wurde von einer montenegrinischen Armee besetzt.

FINANZ und HANDEL.

Grosse Aufgaben der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz.

Wie eine offizielle Mitteilung bekannt gibt, hat die Oesterreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz die Absicht, sich in grosszügiger Weise Friedensaufgaben zu widmen, die von der Bevölkerung nach diesem Kriege doppelt wohltätig empfunden werden dürften und doch im Rahmen des Vereinszweckes des Roten Kreuzes bleiben. Die Gesellschaft will sich der Bekämpfung der Volksseuchen, vor allem einer besonderen Tuberkuloseaktion widmen, sie will eine Reihe von neuen Spitälern errichten und dauernd erhalten.

Um die Mittel für diese neuen grossen Aufgaben zu gewinnen, wird die Gesellschaft, die unter dem Protektorate des Kaisers steht, auf Grund einer kaiserlichen Verordnung neue Lose, und zwar 2 Millionen Stück zu K 20 Nennwert ausgeben. Für diese Ausgabe war der Erlass einer kaiserlichen Verordnung deshalb notwendig, weil Losanleihen in Oesterreich seit dem Jahre 1889 nur durch eine besondere gesetzliche Verfügung gestattet werden können, was nunmehr zum ersten Male nach 27 Jahren geschieht. Das Rote Kreuz gibt genau so wie im Jahre 1882 kleine unverzinsliche Lose aus. Diese kleinen Lose, die trotz eines glänzenden Spielplanes dem Publikum zu einem wesentlich billigeren Preise angeboten werden sollen, als dem Kurse der alten Lose während der letzten Jahre entspricht, werden in die breitesten Schichten dringen, weil sie mit geringem Geldaufwande erworben werden können. Sie sind unverzinslich, was bei so kleinen Losen noch zulässig ist, zumal die meisten Erwerber für eine fruchtbringende Anlage kleinerer Geldbeträge ohnedies nicht zu sorgen pflegen. Man wird also ein kleines österreichisches Los mit grossen Treffern erwerben können, das in 40 Jahren allmählich ausgelost wird, bis zuletzt schöne Treffer aufweist und bei dem jeder Spieler wenigstens mit dem kleinsten Treffer gezogen werden muss. Durch den Erwerb dieses neuen Loses wird man zugleich dem Roten Kreuz in überaus wirksamer Weise geholfen haben.

Eröffnung eines Zollamtes. Das Zollamt Sokal-Dworzec (Sokal-Bahnhof) ist am 23. Mai l. J. eröffnet worden.

Hüttenwerke. Alle Eisen verarbeitenden Hüttenwerke in den Kreisen Końsk, Wierzbnik, Kielce und Opatów, sowie die ehemals russischen Staats-Eisenwerke wurden unmittelbar der Kompetenz des k. u. k. Militär-Bergamtes Dąbrowa unterstellt.

Eröffnung einer Lade- und Personenhaltestelle. Die bisherige Betriebsausweiche Rykoszyn der Linie Kielce Hauptbahnhof—Czenstochau wurde ab 1. Mai 1916 für den Wagenladungs- und Personenverkehr eröffnet. Den Gesamtverrechnungsdienst dieser Haltestelle besorgt die Heeresbahnstation Małogoszcz.

Oesterreichischer Phönix. Die bekannte Versicherungs-Gesellschaft Oesterreichischer Phönix in Wien hat auf die IV. österr. Kriegsanleihe die Summe von 13 Millionen Kronen gezeichnet.

Spielplan der Krakauer Operngesellschaft im Stadttheater.

Beginn der Vorstellungen ½8 Uhr abends.

Heute Samstag, den 24. Juni: „Halka", Oper in vier Akten von St. Moniuszko.
Sonntag, den 25. Juni: „Hoffmanns Erzählungen".
Dienstag, den 27. Juni: „Die Glocken von Corneville".
Donnerstag, den 29. Juni: „Die Glocken von Corneville".
Samstag, den 1. Juli: „Die Glocken von Corneville".
Sonntag, den 2. Juli: „Zigeunerbaron".

Spielplan des Städtischen Volks-Theaters:

Beginn der Vorstellungen 8 Uhr abends.

Heute Samstag, den 24. Juni: „Rund um die Liebe".
Sonntag, den 25. Juni nachmittags: „Geisha"; abends: Fest-Vorstellung zur Feier des 70. Geburtstages von Sienkiewicz: „Mit Feuer und Schwert".
Montag, den 26. Juni: „Rund um die Liebe".
Dienstag, den 27. Juni: „Mit Feuer und Schwert".
Mittwoch, den 28. Juni: „Rund um die Liebe".
Donnerstag, den 29. Juni nachmittags: „Die Vorstadt-Königin"; abends: „Mit Feuer und Schwert".
Freitag, den 30. Juni: „Rund um die Liebe".

Die Tochter des Erbvogts.

Roman von **Raimund Friedrich Kaindl.**

(In Buchform bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.)

(12. Fortsetzung.)

„Aber Ihr fandet es immer süss und mild, und sasset und wolltet nicht fort. Jetzt habt Ihr die Folgen davon zu tragen. Doch ich will Euch ein Tränklein gleich kochen, das Euch Hitze und Fieber schon vertreiben wird."

Hildgund liess alles unwidersprochen gelten; doch der Schalk sass ihr in den Grübchen der Wangen, und an den lächelnden Lippen hätte man kaum gemerkt, wie bitter der Trank gebraut war, den ihr die besorgte Amme zu schlürfen gab.

Unter seligem Hoffen und stillem Bangen war endlich der Nachmittag gekommen, den sie wieder im Garten zubrachten. Ein warmer Regen hatte Gräser, Blätter und Blüten erfrischt. Noch hingen überall die Tröpflein, glänzend im vielfarbigen Lichte. Da hatte zunächst Hildgund und Kunigunde bei den Blumen- und Gemüsebeeten gearbeitet. Dann aber war sie dem klug und freundlich plaudernden Jakob weiter in den Garten gefolgt. So waren sie auf den engeren Weg gekommen, den zu beiden Seiten hohe Büsche umsäumten. Glitzernde Tropfen hingen noch von den Blättern und Zweigen, und so oft man sie streifte, fiel ein Sprühregen auf die Lustwandelnden nieder. Sorgfältig hütete Jakob seine Begleiterin vor den niederhängenden Zweigen und ihrer feuchten Begrüssung. Immer enger wurde der Steig, immer mehr mussten sie zusammenrücken. Dann kamen sie an die Stelle, wo sich die Büsche oben wie zum Grusse einander näherten und sich ineinanderschlangen. Wie sie unter diesem engen Bogen durchschritten, mussten sie die Köpfe gegeneinander neigen, dass sich ihr Haar leise berührte. Da begann gerade eine Amsel zu flöten. Sie griff nach seiner Hand, um ihn zum Verweilen einzuladen. So standen sie da zueinander geneigt, Hand in Hand, unter den blühenden Büschen, übergossen vom roten Sonnengold, und lauschten dem süssen Gesang. Und immer fester fassten sich ihre Hände; ihr Kopf sank wie müde vom Lauschen auf seine Schulter. Da hielt er sie umfangen und küsste zuerst ihre Stirn, und als sie es duldete, auch ihren Mund. Wie erschauernd bebte ihr Körper, aber sie wich nicht von ihm. Selig schloss sie die Augen und schmiegte sich an ihn, wie im Traume in den Armen der Mutter das Kind sich birgt. So ruhte sie voll seliger Lust und glaubte sich dieser Welt entrückt. Aber plötzlich begann in der Nähe ein Vogel sein Jubellied; da war sie erwacht aus dem seligen Traume...

Das war vor sechs Wochen geschehen, da der Mai im vollen Blütenkleide prangte. Während Hildgund den geliebten Mann erwartete, versenkte sie sich in die Erinnerung an diese herrliche Zeit.

Plötzlich erklang Hufschlag vor der Hecke. Gleich darauf erschien Herr Jakob am Tore und rief seinen Morgengruss. Mit einem Freudenruf eilte Hildgund ihm entgegen.

Hand in Hand kehrten sie zur Bank zurück, um die kurze Weile, die ihnen noch geschenkt war, zu geniessen. Kunigunde fand es für nötig, von den Krautbeeten die Raupen abzusammeln, so konnten die Liebenden ungestört plaudern.

Unter Küssen und Kosen erzählte Jakob, dass er erst gestern am späten Abend den Auftrag erhalten habe, in einer wichtigen städtischen Angelegenheit zu verreisen. Ueber die Veranlassung und den Zweck der Reise schwieg er. Dagegen klagte er, dass dieser Auftrag so überraschend gekommen sei, dass ihm keine Möglichkeit geboten wäre, mit ihrem Vater wegen des gemeinsamen Glückes zu sprechen. Kaum habe er von der Heimkehr des Herrn Erbvogtes Kunde erhalten, so sei er auch zur Sitzung geladen worden, in der er zum Boten bestimmt wurde. Auch habe er bemerkt, dass der Herr Vater gar so dringende und wichtige Geschäfte jetzt zu besorgen habe, dass zur frohen Werbung kaum der richtige Zeitpunkt wäre. Nun wolle er auf dieser Reise sein Bestes tun und hoffe nicht nur die Vorteile der Stadt zu wahren, sondern auch die Gunst des Erbvogtes und seine Braut zu gewinnen. Seine Begleiter und Wagen erwarteten ihn beim Grenzkreuze. Er hätte sich für eine lange Reise ausrüsten müssen.

Aufmerksam hatte Hildgund zugehört. Keine Frage über die Richtung und den Zweck der Reise stellte sie; denn sie war von Jugend an gewöhnt, von wichtigen Geschäften zu hören, über die nichts Näheres verlautbart wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Spielplan des Deutschen Theaters im Apollo-Theater (Zielona 17).

Beginn der Vorstellungen ½9 Uhr abends.

Heute Samstag, den 24. Juni: „Zwei glückliche Tage".

Sonntag, den 25. Juni: „Drahtlose Telegraphie".

Kinoschau.

„ZŁUDA", Rynek 34. Palac Spiski. Programm vom 22. Juni bis 28. Juni: **Kriegsbericht. — § 14 oder Liebe, Treue und Rache.** Drama in vier Akten. — **Liebet die Männer.** Heiteres Lustspiel.

„APOLLO" (neben Hotel Royal und Café City). Programm vom 22. bis 26. Juni: **Die neuesten Kriegsberichte (Aktuell). — Das Tal des Todes.** Grosses spannendes Drama in vier Akten. — **Fürst Seppl.** Ein überaus ergötzendes Lustspiel in drei Akten.

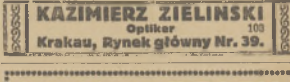
„NOWOŚCI", Starowiślna 21. Programm vom 22. bis 24. Juni: **Das Opfer einer Frau.** Grosses Sittendrama in vier Akten. — **Buffi steigt nach!** Heitere Filmburleske in einem Akt. — **Der versteinerte Polidor.** Glänzendes Lustspiel in einem Akt. — **Herrliche Bilder von der Nordischen Küste.**

„UCIECHA", Ul. Starowiślna 16. Programm bis 25. Juni: **Neueste Kriegsberichte von allen Kriegsschauplätzen. — Das Geheimnis des Grabmales.** Schlagerdrama in drei Teilen. — **Der Dümmste im Dorfe.** Lustspiel in zwei Teilen mit Ella Hall und Bob Leonard.

„WANDA", Ul. sw. Gertrudy 5. Programm vom 23. bis 25. Juni: **Naturaufnahmen. — Ein guter Hund. — Liebe, Oel und Fett.** Lustspiel. — **Die schwarze Hand.** Drama in vier Akten.











Asbestschieferplatten
»ASBIT«

vollkommen feuersicher, leicht, widerstandsfähig gegen Frost, Sonne und Gewitter, benötigt keine Reparaturen.

Preiskurante, Muster u. Kostenvoranschläge nach Angabe der Dachausmasse. 180

Asbestschiefer-Werke „ASBIT" G. m. b. H.
Krakau, Starowiślnagasse Nr. 55. Telephon 2105.



Militär-Seilerwaren
aller Art

Gurten, Bindfaden, Schnüre, Säcke, Segelleinen usw. liefern in vorzüglicher Qualität
455

Gebrüder Deutsch, Bielitz, Oesterr.-Schlesien.

Sanatorium Dr. Schweinburg
Zuckmantel Physikal. diätet. Heilanstalt.
Oest. Schlesien. 384 Sämtliche modernen Heilbehelfe.

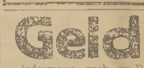
Sie kaufen am billigsten
Schuhcreme Marke „Abc"
Vaseline gelb und schwarz, in Holz- und Blechschachteln, Ultramarinblaupaste, Ultramarinblau und -grün, Schuhmacherwachs, Tinte usw. bei
Marcus MAHLER, Neu-Sandez
Fabrik chem. Produkte. 237

TECHNISCHES BÜRO
F. LORD
KRAKAU, LUBICZGASSE Nr. 1.
TELEPHON 230.

Lager von technischen und elektrischen Bedarfsartikeln.

Dampfmaschinen, Benzin-, Rohöl- und Gasmotoren, Mühlenmaschinen, Walzen, Seidengaze etc. Pumpen aller Systeme, Maschinen- und Zylinder-Öle, Tovotefette, Leder- und Kamelhaarriemen, Gummi- und Asbestdichtungen, wasserdichte Wagendecken. Dynamos und Elektromotoren, Glühlampen etc. — Preislisten gratis und franko. 100

Bei Blasenleiden und Ausfluss
sind
Uretrosan-Kapseln
Marke Bayer 182
das beste u. bewährteste Mittel. Erfolg überraschend. Anwendung ohne **Berufsstörung**. Preis K 5·—, bei Voreinsendung von K 5·50 franko rekommand. Preis f. 3 Schachteln K 13 (komplet. Kur) franko. Diskr. Versand. Alleiniges Depot in der Apotheke
„Zum römischen Kaiser"
Wien, I., Wollzeile Nr. 13, Abt. 36.
Verlangen Sie ausdrücklich nur „Uretrosan".



an jedermann, auch an Damen, gegen Monatsraten.
J. PAWELEC 302
Wien VII., Kaiserstr. 65.



sowie alle erforderlichen Maschinen und Bedürfnisse zur Zementwarenerzeugung in bewährtester Konstr. liefert die Spezial-Fabriksfirma
FR. WAWERKA
Leipnik 157 (Mähren). 449

Nur das ärztlich empfohlene
Schaumanns Magensalz
allein beseitigt sofort Magen-, Leber- und Darmbeschwerden, Sodbrennen, Verdauungsstörungen und Appetitlosigkeit. Kein Magenleidender versäume es, sich mit dem gesetzl. geschützten Magensalz (Schachtel) à K 1·70 von seinem Uebel in kürzester Zeit gründlich zu befreien! Doch achte man darauf, dass man wirklich Schaumanns Magensalz erhält und kein minderwertiges Ersatzpräparat. Bezug durch den Alleinerzeuger Apotheke Julius Schaumann, Stockerau 8 bei Wien.
Erhältlich auch in allen Apotheken.

Kaiserl. u. königl. Hoflieferanten
L. u. R. HÖFLER
Ges. m. b. H.
Wien ■ Mödling ■ Bruck a. d. Mur
Fernruf Wien Nr. 107.
Fabrik für Türen, Fenster und Fussböden. Bauschlosserei, Zimmerei und Dampfsägewerke.
Unternehmung für zerlegbare und Spezialbauten.

KAUTSCHUKSTEMPEL
Gummi-Typen, Datumstempel, Numerateure, Farbkissen, Stempelfarbe, Email- und Metallschilder erzeugt und liefert prompt
Aleksander Fischhab
Lieferant des k. u. k. Festungskommandos Krakau und des k. u. k. Heeres
Krakau, Grodzkagasse 50.

Warenhaus B. N. Spira
Mitglied des Vereines der Lieferanten für Angehörige des k. u. k. Heeres 333
Krakau, Floryańskagasse Nr. 12.
Militär-Proprietäten, Ausrüstungs-Artikel, **Wäsche**, Uniformen. Sämtliche **Medaillen, Kriegsdekorationen**, Abzeichen und Plaketten. — Feldpostauftrage prompt.

Klaviersalon
Helena Smolarska, Krakau, Wolska 7.
Verkauf und Miete. 481

Pferdeverkauf
Zwei schöne, braune, 16 Faust hohe, junge, eingefahrene Wagenpferde gleich
zu verkaufen.
Anfragen und Besichtigung bei der Gutsverwaltung Biezdziedza, Post Kołaczyce, Station Jasło.

Salzburg
die Perle der österreichischen Alpen
Hotel Europäischer Hof
von einem Parke von 60.000 m^2 umgeben, eignet sich dieses Haus mit seinen
300 Zimmern und Privatbädern
vornehmlich für längeren Aufenthalt.
Krokett- u. Tennisplätze.
Abend-Konzerte während der Sommermonate.
Zimmer von 4 K aufwärts.
Separale Arrangements für längeren Aufenthalt.
Prospekte und Auskünfte auf Verlangen.
156 *Die Direktion.*

[illegible] Kriegszustand keine Veränderungen:
Ab Wien 7·10 Uhr früh — Salzburg an 1·27 Uhr mittags
" " 9·05 " vormitt. — " " 3·32 " nachm.
" " 5·50 " nachm. — " " 12·05 " nachts
Balkanzug Montag und Donnerstag:
Ab Wien 12·25 Uhr mittags — Salzburg an 5·55 Uhr nachm.

Jakob Better, Krakau
Krakowskagasse 49
offeriert besonders schöne und reine
Putzhadern.
Kaufe alle Sorte Abfälle wie Hadern, Papier und Knochen.
471

Ludwig Hinterschweiger, Ad. Bleichert & Co.
G. m. b. H. in Lichtenegg bei Wels, Ob.-Oest.
Spezialfabrik für
Ziegeleimaschinen
Hartzerkleinerungsmaschinen
und moderne **Transportanlagen**
jeder Art. 196

R. Aleksandrowicz
Krakau,
Basztowa Nr. 11, Długa Nr. 1.

Militärdrucksorten-Verlag und Papier-Handlung.
209

WIEN ═══ WIEN
Kellerei und Gastwirtschaft
„Deutsches Haus"
I., Stephansplatz 4
(hinter der Stephanskirche)
Vornehmes Speisehaus.
Treffort aller Fremden.
Prachtvoller Garten mit Wasserkühlung.
Besitzer: **Friedrich Kargl.**



Anerkannte Tatsache für unsere Helden dass man die besten **Schützengraben-Konzert-Grammophone**, dauerhaft, reine Wiedergabe, preiswürdig, in grosser Auswahl, nur bekommt im
Eigene Werkstätte. **Ersten Grammophon-Spezialhause JOSEF WECHSLER** Kataloge gratis.
KRAKAU, Florianergasse Nr. 25. 329 **LEMBERG, Sykstuskagasse Nr. 2.**
30.000 Platten in verschiedenen Sprachen. Neueste Operetten: Czardasfürstin, Fürstenliebe, Dreimäderlhaus, Sterngucker; Klassiker, Symphonien, Opern, Erste Sänger: **Stimmplatten unseres Kaisers**, der armeeführenden Erzherzoge und Generäle immer auf Lager. **Feldgrammophon inklusive 10 Aufnahmen K 85·—.**

